This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

TAYLOR
INSTITUTION
LIBRARY

ST. GILES · OXFORD

42 f. 15

Ein Stück

aus

Goethe's Leben,

zum Verſtändniß einzelner Werke deſſelben.

Von

B. R. Abeken.

Berlin.
Verlag der Nicolai'ſchen Buchhandlung.
1845.

Ewig wird er euch ſein der Eine, der ſich in Viele
Theilt, und Einer jedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunſt.

An Heinrich Abeken.

„Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind". Du, lieber Heinrich, giebst zu diesem Ausspruche unsers großen, von uns beiden so hochverehrten Dichters und Weisen bis jetzt kein Beispiel ab, und wirst es auch nie. Unter Elephanten und Tigern bist du zwar noch nicht gewandelt; aber unter Palmen lange genug; und Kamele und Affen können wohl an die Stelle der Elephanten und Tiger gesetzt werden. In allen deinen Briefen spricht sich dein deutsches Herz, deine Theilnahme an unsern vaterländischen Zuständen aus. Auch unsre Dichter erheitern und erquicken dich, wenn du auf dem Rücken des Kameles durch die brennende Wüste ziehst; und, was heutzutage bei so Vielen der Fall ist, die lauten Stimmen, die dich bei deinem Abschiede vom Vaterlande umtönten, haben dein Ohr nicht für die minder lauten, aber aus tieferem, aus einem deutschen Gemüthe quellenden verschlossen. So sprichst du, auf dem Blauen Nile fah-

rend, von Goethe'ſchen Liedern, und verlangſt, ich ſolle dir Aufklärung über eins von dieſen noch nach Aegypten ſenden. Ich vernahm deine Aufforderung gern, und gebe dir hier was ich vermochte. Als du in dem ewigen Sande der Wüſte das Ilmenauer Gedicht laſeſt, aus dem uns die reinſte Bergluft, der Balſam der Tannen anhaucht, in dem wir das Rauſchen und Plätſchern der Waldbäche zu hören glauben, da mochte dir wohl zu Muthe ſein wie dem Meiſter Adam, der bei Dante klagt:

Li ruscelletti, che de' verdi colli
Del Casentin discendon giuso in Arno,
Facendo i lor canali freddi e molli,
Sempre mi stanno innanzi.

Mögeſt du, wenn dieſe Erläuterungen in deine Hände kommen, abermals den langen Weg durch die Wüſte glücklich zurückgelegt haben! mögeſt du unſrer geliebten Heimath näher ſein, die dir mit ihren grünbekleideten Bergen, ihren Gewäſſern und anmuthigen Thälern winkt!

Osnabrück, 18. October 1844.

B. R. Abeken.

Anmuthig Thal! du immer grüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Aeste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein;
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Luft,
Mit frischer Luft und Balsam meine Bruft!

So bereiten uns die ersten Zeilen des Gedichts anmuthig und ansprechend die Bühne, auf der wir während der Lectüre desselben weilen sollen. Es ist mehr als Staffage in einem Gemälde; wir können diese Räumlichkeit zum Verständniß des Ganzen nicht entbehren. Aber wie reizend diese Verse auch an sich — recht lebendig und bedeutsam werden sie, wie so manches Andre in dem Gedichte, erst dem, der diese Oertlichkeit kennt, der in ihr geweilt, geruhet, auf den der ganze Zauber dieser Gegend gewirkt hat: dieses reizende Thal am Fuße des Thüringer Waldgebirges, dieser sanfte Fluß, die Wiesen mit dem wohlgenähr-

ten Vieh, die Waldbäche mit ihren Mühlen, die Dörfer und zerstreuten Wohnungen in einiger Ferne. Wie oft bin ich an warmen Sommerabenden die Ilm entlang, den Gickelhahn — dies ist der südwestlich von Ilmenau sich erhebende „erhabne Berg" des Gedichts — zur Seite, durch das Thal nach dem Dorfe Manebach gewandelt! wie beseligend die Empfindungen, wenn bei eintretender erquicklicher Dämmerung das wohlgestimmte Geläut der ihren Ställen zuwandelnden Rinderheerden die Stille durchtönte, oder aus den Hohen Oefen, das Dunkel erhellend, die gewaltige Glut, Garben gleich, emporstieg!

Tiefe, mächtige Empfindungen mochten in dem Busen des Dichters walten, Erinnerungen der wunderbarsten Art sich ihm aufdrängen, wenn er — wie dies gegen den Herbst des Jahres 1783, da der Geburtstag seines Fürsten nahete, geschah — diese Stätte durchwandelte.

> Wie kehrt' ich oft mit wechselndem Geschicke,
> Erhabner Berg, an deinen Fuß zurücke!

Wohl konnte er sein Geschick ein wechselndes nennen. Denn wie hatte sich dieses, wie seine Lage in den letzten acht Jahren umgestaltet und gestaltet! Aus der reichsbürgerlichen Geburtsstadt war er an einen

fürſtlichen Hof verſetzt worden, eine unruhige, raſtloſe, taſtende, meiſt dichteriſche Thätigkeit war einem gemeſſenen Staats- und Fürſtendienſte gewichen; der brauſende Jüngling, der ſich auch in den erſten weimariſchen Jahren nicht verleugnete, war zum ernſten Manne gereift. Und nun ſchufen Sorge um einen jungen Fürſten, deſſen Gedeihen und Wohl großentheils ihm anvertraut war, heitere Blicke in die Zukunft dazwiſchen, „Verhältniſſe, denen er anfangs von keiner Seite gewachſen war“ *), Gelingen und Mißlingen des Begonnenen, Freundſchaft und Liebe neben Neid und Mißdeutung, Hofleben, durch ihn vergeiſtigt, aber zerſtreuend, dazu eine in dem nördlicheren Klima oft geſtörte Geſundheit — das Alles ſchuf ein Gewebe ganz eigenthümlicher Art, in welchem den heitern Faden feſtzuhalten wohl oft ſehr ſchwer ſein mochte. Aber „der große Begriff der Pflicht“, der den Achtzigjährigen, durch den Tod des einzigen Sohnes Gebeugten für die Anforderungen des Tages aufrecht erhielt **), war früh in ihm lebendig und leitender Grundſatz. Er ſorgte in jenen wechſelvollen Jahren für den Herzog, für das Land,

*) Goethe an ſeine Mutter. Riemer's Mittheilungen über G. Th. 2, S. 131.

**) Brief an Zelter vom 21. November 1830.

und so auch für den Winkel desselben, in welchem wir ihn in unserm Gedichte finden. Ihm war der Wunsch, die an Wald und Berg gerichtete Bitte erlaubt:

O laß mich heut an deinen sachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden sehn!

denn er durfte sagen:

Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet;
Ich sorge still, indeß ihr ruhig grünet.

Wie gern möchte der Dichter das Eden, das er in seinem Innern hegte, auch draußen sehn! Aber welcher Mensch wäre im Stande, die Außenwelt, für die er sorgt und schafft, in Harmonie zu bringen mit den Wünschen seines Herzens, den Gedanken seines Geistes, der Thatkraft seines Willens! Doch solche Betrachtungen sollten diese, der Geburtstagsfeier des fürstlichen Freundes gewidmeten Stunden nicht trüben.

Laßt mich vergessen, daß auch hier die Welt
So manch Geschöpf in Erdefesseln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut,
Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut,
Der Knappe karges Brod in Klüften sucht,
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als fing' ich heut ein neues Leben an.

Und die Nymphen des Thales erhören ihn; ſie ſchmeicheln ſeinen Phantaſien; und auch die Muſen geſellen ſich zu ihm, der in den letzten Jahren großer Thätigkeit ſelten ihnen opfern konnte.

Ihr ſeid mir hold, ihr gönnt mir dieſe Träume;
Sie ſchmeicheln mir, und locken alte Reime.
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodiſch rauſcht die hohe Tanne wieder,
Melodiſch eilt der Waſſerfall hernieder;
Die Wolke ſinkt, der Nebel drückt in's Thal;
Und es iſt Nacht und Dämmrung auf einmal.

Die Wirklichkeit iſt dem Dichter verſchwunden; zwar iſt die Scene noch dieſelbe, der „erhabne Berg“, oder der Fuß deſſelben; aber die Zeit iſt eine andere; er iſt im Geiſt einige Jahre zurückverſetzt, irren wir nicht, in das Jahr 1776, auf welche Zeit ſo Manches in dem Gedichte deutet.

Im finſtern Wald, bei'm Liebesblick der Sterne,
Wo iſt mein Pfad, den ſorglos ich verlor?
Welch ſeltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie ſchallen wechſelnd an dem Fels empor.
Ich eile ſacht, zu ſehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirſches Ruf der Jäger ſtill geleitet.

Jeder aufgeführte Gegenſtand verſetzt uns lebendiger

in den Wald des Gickelhahns, auf dessen Höhe noch das Bretterhäuschen steht, an dessen Wand Goethe in der Nacht des siebenten Septembers 1783 die schönen Verse: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“ u. s. w. niederschrieb.

In seiner Vision erblickt er die Gesellschaft, die sich in jener Zeit hier und an andern Orten, so wie sie in dem Gedichte geschildert wird, mit dem Herzoge aufhielt, „die tolle Compagnie von Volk, die sich auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, nicht wieder so zusammenfindet“ *), der sich auch Goethe zugesellte, und auch wohl jugendlich-tolle, geniale Streiche angab; wie er denn gesteht:

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot.

Wir sollen diese Gesellschaft näher kennen lernen.

Wo bin ich? Ist's ein Zauber-Märchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;

*) Brief von Goethe an Merck vom 22. Nov. 1776.

Sie ſcherzen laut, indeſſen, bald geleeret,
Die Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehret.

Nach den Fragen:

Sagt, wem vergleich' ich dieſe muntre Schaar?
Von wannen kommt ſie? um wohin? zu ziehen.
Wie iſt an ihr doch Alles wunderbar!
Soll ich ſie grüßen? ſoll ich vor ihr fliehen?
Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt? —,

nach dieſen Fragen iſt die Vergleichung mit der aus Shakſpeare's Wie es euch gefällt bekannten Geſellſchaft die glücklichſte.

Iſt es ein flücht'ger Fürſt, wie im Ardenner-Wald?
Soll ich Verirrter hier in den verſchlungnen Gründen
Die Geiſter Shakſpear's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie ſind es ſelbſt, wo nicht ein gleich Geſchlecht.
Unbändig ſchwelgt ein Geiſt in ihrer Mitten;
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Und nun hat der Dichter den Vortheil, in ſeiner Viſion ſich ſelbſt als ein zweites Ich zu erblicken und aufzuführen. Er iſt der Jüngling,

Der dort am Ende, wo das Thal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,

(wohl dem Bretterhäuschen, in welchem jenes Schlummer-Lied geſchrieben ſteht)

Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,
Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs genießt.

Wie wunderbar, wie ſeltſam er den Andern erſcheinen mag, wie jung er auch iſt — doch iſt etwas Magiſches in ihm, das Gewalt über ſie übt.

Es ſcheinet Allen etwas zu gebrechen.
Ich höre ſie auf einmal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen.

Doch zuvor einige Worte über die an einem der Feuer verſammelten Genoſſen. Der Gutgelaunte, der „begierig am geliebten Rohre ſaugt“, und, „wenn er mit ernſtem Geſicht barbariſch bunt in fremder Mundart ſpricht“, Freud' und Lachen im ganzen Kreiſe weckt,

Die markige-Geſtalt aus altem Heldenſtamme,

ſoll ein Herr von Stein, in Dienſten des Herzogs, ſein. Der alte Heldenſtamm derer vom Steine iſt bekannt; wie er denn in den letzten Zeiten erkennbar war in dem großen Miniſter, der dieſen Namen führte. In dem andern, der

Mit Geiſtesflug ſich in die Höhe ſchwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunſt ſingt,

möchte man den Major von Knebel finden, den, da er freilich manche ſchwache Seite bot, Goethe auch in ſpäterer Zeit gutmüthig zu necken pflegte, über den er im Jahre 1778 in ſein Tagebuch ſchrieb: „Knebel iſt gut, aber ſchwankend und geſpannt, bei Faulenzerei und Wollen ohne etwas anzugreifen“ *). Weislich werden nur dieſe zwei aufgeführt; es ſind ihrer mehrere „von der tollen Compagnie“, und noch andre Feuer nimmt der Verzückte im Buſche wahr.

Er tritt zu ſeinem andern Ich:

Sei mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß du in Sinnen dich verliereſt,
Und nicht einmal dein kleines Feuer ſchüreſt?

Die Antwort des Jünglings, aufrichtig offen, läßt uns den Goethe erkennen, den uns Wielands Briefe aus jener Zeit, auch offenherzig, ſchildern. Wir müſſen nur dabei Wielands Eigenthümlichkeit immer vor

*) Riemer's Mittheilungen, Th. 2, S. 77.

Augen haben, müſſen die Verhältniſſe erwägen, unter denen Goethe in Weimar eintrat, und uns wird ein lebendiges Bild werden von dem „Götterjüngling“, den er ein andermal einen „Unholden“ nennt, von dem, der ſich jählings in den Strudel des Hoflebens ſtürzt, ſofort aber das — man leſe, wie er ſelbſt in einem Briefe an Merck (vom 22. Januar 1776) dieſe zeitliche Herrlichkeit betitelt — deſſelben gewahrt; wie er denn in unſerm Gedichte mit anmuthiger Ironie auf jene früheren, nun einem ernſteren gewichenen, Zuſtände zurückblickt; von dem, den die Höflinge und die im Staatsdienſt Ergrauten nicht begriffen, aber beneideten, den man „mit Dreckfarben malte“, der, eingedenk ſeiner hohen Aufgabe, und ſie zu löſen entſchloſſen, trotzig ſeinen Weg ging, ſich an den Einen haltend, für deſſen Bildung und Wohl er, die frühere, auch hoffnungsreiche, Exiſtenz aufgegeben, Herz und Geiſt aufgeboten hatte.

O frage nicht! denn ich bin nicht bereit
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen,
Woher ich ſei, wer mich hieher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen,
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Bevor aber der Jüngling von dieſer Freundſchaft redet, ergießt er ſich über ſeine dichteriſchen Beſtrebungen. Es geht ihm wie ſo manchem Offenherzigen; er will ſich der Neugier des Fragenden entziehen, er verbittet ſich den guten Willen deſſen, der ſich als ein Tröſtender nahet; und doch überſtrömt das volle Herz die Lippen. Er gedenkt der Aufregung, die auf ſeine jugendlich glühenden Ergüſſe folgte.

Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.

Er meint die Sturm = und Drang = Periode, die beſonders er durch ſeine früheſten Erzeugniſſe hervorgerufen.

Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Prometheus ſelbſt, der reine Glut vom Himmel holte, „konnte nur irdiſches Blut durch die belebten Adern gießen“. Er gedenkt ſeines Goetz, und wie er in ihm

Muth und Freiheit ſang,
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen.

Dieſes herzliche Behagen, dieſer Freiheitsſinn konnte freilich in Goethe nicht Wurzel ſchlagen; was von

der Unabhängigkeitssucht des Göttinger Hainbundes in ihn eingedrungen sein mochte, hatte er früher schon aus sich herausgeschafft *); und in den Weimarischen Verhältnissen, wo er wirken, wo er an der Regierung Theil nehmen, wo er befehlen sollte, mußte sie vollends verschwinden. Er nennt sein Streben unklug, wie er zwei Jahre früher in einem Briefe an Mösers Tochter jene Dichtung „die Production eines freien und ungezogenen Knaben“ genannt hatte; und auch als Dichter hatte er sich über sich selbst, wie er im Jahre 1773 war, durch seine Iphigenia erhoben **). Indeß, in Hofsitte, in die Schranken der

*) Dichtung und Wahrheit, Buch 12.

**) Es erweckt Staunen nnd Bewunderung, wenn wir bei Riemer (Mittheilungen über G. Th. 2, S. 82) lesen: „Inmitten dieser Störungen (durch mannichfaltige amtliche Geschäfte erzeugt) besonders vom 14. Februar bis 28. März 1779, wo G. am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienst auslieſt, Abends und Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenie (von der Schiller an G. schreibt: „Seele möcht' ich es nennen, was ihren eigentlichen Vorzug macht“), die, zwar früher schon erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen, und am 6. April zum erstenmal aufgeführt wird.“ Der vierte Act war in Ilmenau geschrieben worden.

Etiquette ſich zu finden, das war ihm nicht gegeben, das vermocht' er nicht.

Ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu betragen.

Darüber mochte er ſchon manchen Nackenſchlag, ſchon manchen Hohn erfahren haben, von Höflingen und Beamten.

Nun ſitz' ich hier, zugleich gehoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Aber Einer war, der ihn erkannte, der ſich ihm hingab, der ſeiner Freundſchaft und Leitung vertraute; und das war der Erſte im Staate. Klagte der Jüngling eben über das, was ihm, dem Dichter, widerfuhr; ſo ſpricht er jetzt die Sorge aus, die im Gebiete des Wirklichen auf ihm laſtet.

Rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl, und all mein Ungemach.

Das iſt der Herzog Carl Auguſt, der damals Neunzehnjährige.

Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,

Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wir müssen hier näher auf das Verhältniß Goethe's zu dem Herzoge eingehn.

Nachdem der sechsundzwanzigjährige Goethe am 7. November 1775 in Weimar eingetroffen, dann am 11. Juni des nächsten Jahres als Geheimer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil angestellt worden war, ließ der Fürst, dem mißbilligende, mißgünstige Urtheile über dieses Ereigniß zu Ohren gekommen waren, eine eigenhändige Erklärung zu den Acten legen, in der es heißt: „Ich werde nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit Mir, mit dem Wohl und Wehe Meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennität, Ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Doctor Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert garnichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; Ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls

der Welt willen, ſondern um Mich vor Gott und Meinem eignen Gewiſſen rechtfertigen zu können.“ *)

Welche ernſte Verpflichtungen legten ſolche Worte dem von friſchem Leben ſprudelnden jungen Manne auf, dem ſie galten, dem ſie gewiß nicht unbekannt blieben! Carl Auguſt war, als Goethe nach Weimar kam, achtzehn Jahre alt; vor wenigen Monaten hatte er die Regierung angetreten. War er auch unter der Aufſicht einer vortrefflichen, ſo einſichtsvollen als heitern Mutter, unter der Leitung eines Görtz und Wieland trefflich gebildet — ein Wunder wäre es geweſen, wenn der Jüngling die Einſicht, die Feſtigkeit und Charakterſtärke beſeſſen hätte, die den Regenten macht. Das Gedicht, von dem hier die Rede iſt, ſchildert ihn uns, wie er damals war. Aber ſein guter Genius hatte für einen Freund und Lebensgefährten geſorgt, wie er ihn brauchte; und in ihm, deſſen fürſtliche Anlagen ſein Großoheim, Friedrich der Große, ſchon früh erkannte **), hatte ſich zeitig die ſeltene, dem Fürſten ſo nothwendige

*) Vogel, Goethe in amtlichen Verhältniſſen.

**) Es iſt aus des Grafen Görtz Denkwürdigkeiten bekannt, daß Friedrich, als der vierzehnjährige Prinz ihm in Braunſchweig aufwartete, zu dem Herzoge Carl von Braunſchweig ſagte: „Er habe noch nie einen jungen Menſchen von dieſem

Gabe entwickelt, die Geister zu unterscheiden, und die in seinen Kreis zu ziehen, deren seine Eigenthümlichkeit, seine hohe Stellung bedurfte *).

Und diese Eigenthümlichkeit erleichterte dem Freunde die schwere Verpflichtung. Das Wesen, auf welches Goethe wirken mochte, mußte, wie er sich gern ausdrückte, eine Natur sein; der Mensch mußte Ehrfurcht haben vor der Natur, mußte sie lieben. Das war im vollen Maße der Fall bei dem Herzoge. Mag dieser auch erst in den späteren Jahren, und, woran wohl nicht zu zweifeln, durch Goethe gefördert und geleitet, sich gründlicher mit der Natur beschäftigt haben, so daß er im Jahre 1784 an Knebel schreiben konnte: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich Jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergiebt“ — die Liebe zu ihr war ursprünglich in ihm, und war gewiß einer der stärksten Fäden in dem Bande, das die beiden Freunde

---

Alter gesehn, der zu so großen Hoffnungen berechtigte.“ Der Coadjutor Dalberg schrieb i. J. 1775 an Görtz über den jungen Herzog: „Eine Fürstenseele so wie ich sie nie sah.“

*) „Sie haben, schreibt Goethe i. J. 1788 dem Herzoge aus Rom, durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft.“

B.R. ABEKEN - Ein Stück aus Goethe's Leben
Lacks pp 1-16, p 105

umschlang. So dürfen wir auch annehmen, daß das Leben, welches der Herzog mit der „tollen Compagnie“ führt, nur ein Streben war, ein Drang, sich der naturwidrigen Etiquette des Hofes zu entziehen; am liebsten ward dieses Leben in der freien Natur geführt. In dem nächsten Monate nach Goethe's Ankunft in Weimar schreibt Carl August von Gotha aus an den in Jena weilenden Freund: „Lieber Goethe, wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehn zu sehen, und das zwar mit dir! Ich sehe sie hier alle Tage; aber das Schloß hier ist von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr luftiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward“; und einige Jahre später (17. Juli 1780) an Knebel: „Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, und es kühl werden sieht und fühlt.“

Indeß wußte der, der als Jüngling mit gewaltigen Zügen einen an der Natur zu Grunde gehenden genialen Menschen geschildert hatte, besser als irgend einer, wie neben der Natur noch etwas im

42 g 12

Menſchen walten müſſe, damit er werde, was er ſein ſoll. Er ſelbſt ging dem Freunde voran. Aufgefordert zu Thätigkeit für das Land, in welchem der Herzog ihm einen bedeutenden Platz und Wirkungskreis angewieſen hatte, iſt es, mitten „in dem bunten Treiben der Welt, unter Verdruß, Hoffnung, Liebe, Abenteuern, Haß, Albernheiten, Thorheit, Flachem und Tiefem, unter Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ *), ſein Erſtes, den ihm für ſeine Wirkſamkeit angewieſenen Boden kennen zu lernen, ihn zu ſehen. „Bis man 1777 zählt, ſchreibt Wieland am 5. Juli 1776, wenige Wochen nachdem Goethe in den Staatsdienſt getreten war, wird ihm vom Detail unſrer Sachen wenig fehlen.“ Und wie der Herzog immer lebhafter die Pflichten ſeines Standes fühlte, und, trotz der von ihm geſcholtenen Philiſterei des Geſchäftslebens, den Geſchäften, der Thätigkeit für ſein Land mehr und mehr ſich hingab, das bezeugt in ſo vielen Stellen ſeiner Werke Goethe, das bezeugen ſo viele Briefe, die von den Genien Weimars aus jener bedeutenden Zeit uns aufbehalten ſind. Wie mochte es Goethe'n wohlthun, wenn er Aeußerungen ſeines fürſtlichen Freundes vernahm, wie die

*) G. an Lavater, 5. Januar 1777.

an Knebel! „Glaube, daß, wenn ich mich beſtrebe, ein wenig beſſer zu ſein, als man es im gemeinen Leben für gut paſſiren läßt, ich es hauptſächlich thue, um der Liebe derjenigen meiner Freunde würdig zu ſein, deren wahres und ſeltenes Verdienſt ich zu erkennen glücklich genug bin“ *). Denn durfte nicht er vor allen dieſe Worte auf ſich beziehen? er, von dem Knebel im Jahre 1780 an Lavater ſchreibt: „Wenn Sie den Herzog lieb haben müſſen, ſo bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile ſeiner Exiſtenz gegeben.“

Wie der junge Herzog in dem älteren Goethe den geahndet hatte, deſſen er für das Leben bedurfte, ſo erkannte dieſer in jenem den Keim der wahrhaft fürſtlichen Tugenden, der nur gepflegt werden mußte, der in der Wärme, dem Licht der Freundſchaft ſich entfalten ſollte. Aber freilich, das Große, auch das Sittlich-Große iſt in ſeiner Thätigkeit nicht plötzlich da; es muß ſich zu entfalten Zeit haben; und dies thut es oft ſich ſeiner unbewußt.

---

*) Knebel's Literar. Nachlaß, Brief vom 11. März 1787. Welches edle und ſchöne Gefühl für Freundſchaft dem Herzoge inwohnte, das ſagt uns der zehnte Brief in dieſem Nachlaß, imgleichen der vortreffliche durch Schrautenbachs Tod veranlaßte an Merck vom 18. Auguſt 1783).

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

Wie thöricht hätte Goethe gethan, wenn er, wie ein moraliſcher Mentor, ein Sittenprediger, dem jugendlich-brauſenden, von fürſtlichen Paſſionen nicht freien Herzoge entgegengetreten, wenn er Klopſtocken gefolgt wäre, der in eben dem Jahre 1776 den bekannten Mahn- und Scheltbrief an ihn ſchrieb! — Die folgenden Verſe zeugen von dem Vertrauen, das er in ſich ſelbſt und in ſein Verfahren, von dem Vertrauen, das er auf ſeinen fürſtlichen Freund ſetzte.

Es kommt die Zeit; ſie drängt ſich ſelber los,
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schooß.

Wie ſchön er im Folgenden dieſen Freund ſchildert!

Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite;
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal.

(Wer denkt hier nicht an die Schweizer-Reiſe im Winter 1779! Aber da war ihm der weiſe Mentor zur Seite.)

Der Unfall lauert an der Seite,
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus;
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Und Goethe'n beſeelte jenes feſte Vertrauen:

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.

Freilich war auch in der dem Jahre, in welchem das Gedicht entſtand, nächſten Zeit der Hoffnung noch ein weiter Spielraum gegeben; und in welcher Lage, auch der glücklichſten, bliebe nicht Raum für ſie? — „Jeder Stand, ſagt Goethe, hat ſeinen eignen Beſchränkungskreis, in dem ſich Fehler und Tugenden erzeugen.“ Jene fürſtlichen Paſſionen ließen ſich nicht auf einmal auf das rechte Maß hinabbringen, nicht völlig ausrotten. Verhältniſſe, durch die hohe Stellung des Herzogs erzeugt, der Ruf, den Weimar gewonnen, die dem Fürſten ſein ganzes Leben hindurch eigene Hospitalität hatten einen Aufwand zur Folge, der dem Lande, der Goethe'n zu

Zeiten drückend war. Im Anfang des Jahres 1782, wo das Carneval beſonders glänzend, fürſtliche Beſuche beſonders häufig waren, ſchreibt dieſer an Knebel: „Ich unterhalte dich von nichts als Luſt. Inwendig ſieht's viel anders aus; welches Niemand beſſer als wir andern Leib- und Hofmedici wiſſen können. Doch iſt meine Tenacität unüberwindlich“; und an denſelben ein paar Monate ſpäter: „Ich ſteige durch alle Stände aufwärts, ſehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſelbſt ſchwitzte. Du weißt aber: wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen, und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen, und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo geht's weiter; und wir haben's ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Daher die Bitte, die Goethe, wohl um dieſe Zeit, in der Verkleidung eines Landmanns dem Herzoge auf dem Rittergute Kochberg vortrug:

Geb' Euch Gott allen guten Segen;
Nur laßt Euch ſein uns angelegen.
Denn wir bäuriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut;

Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterein.

Ja, das trauliche Verhältniß zwiſchen dem Herzoge und Goethe ſcheint dann und wann unterbrochen zu ſein. In einem am Ende jenes Jahres 1782 an Knebel gerichteten Briefe heißt es: „Meine vielen Arbeiten entſchuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Die Herzogin-Mutter ſehe ich manchmal. — — Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen *). Der Schlendrian der Geſchäfte geht or-

*) Das Wort Exiſtenz kann hier nur eine temporäre Geltung haben. In einer Rede, zur Feier des Großherzoglichen Jubiläums in der Loge Amalia gehalten vom Geheimen Rathe von Müller, der hier eine gewichtige Autorität iſt, heißt es: „Von dem Augenblicke an, da Goethe in Weimar eintraf, webten ſich dicht und dichter die goldnen Fäden eines Verhältniſſes, das, zu zart für die Darſtellung, nur in ſeinen Wirkungen belauſcht und betrachtet werden mag. War es dem Fürſten ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung gelungen, ſein Beſitzthum ſo herrlich zu erweitern, fand ſein wiſſbegierig-thatendurſtiger Geiſt in jeder beſiegten Schwierigkeit neue Ermunterung, ſo mußten die Anforderungen, die er an ſich ſelbſt zu ſteter Auffaſſung und Fortbildung des Reinmenſchlichen machte, ſich mit jedem Jahre ſteigern. Ein freies Naturleben ſchien höchſtes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geiſtiger Stärke und Wirkſamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte ſich der prüfende, forſchende Sinn; die Naturwiſſenſchaften und was dahin einſchlug wurden ei-

Zeiten drückend war. Im Anfang des Jahres 1782, wo das Carneval beſonders glänzend, fürſtliche Beſuche beſonders häufig waren, ſchreibt dieſer an Knebel: „Ich unterhalte dich von nichts als Luſt. Inwendig ſieht's viel anders aus; welches Niemand beſſer als wir andern Leib- und Hofmedici wiſſen können. Doch iſt meine Tenacität unüberwindlich“; und an denſelben ein paar Monate ſpäter: „Ich ſteige durch alle Stände aufwärts, ſehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behägliches Auskommen wäre, wenn er nur für ſich ſelbſt ſchwitzte. Du weißt aber: wenn die Blattläuſe auf den Roſenzweigen ſitzen, und ſich hübſch dick und grün geſogen haben, dann kommen die Ameiſen, und ſaugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und ſo geht's weiter; und wir haben's ſo weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Daher die Bitte, die Goethe, wohl um dieſe Zeit, in der Verkleidung eines Landmanns dem Herzoge auf dem Rittergute Kochberg vortrug:

Geb' Euch Gott allen guten Segen;
Nur laßt Euch ſein uns angelegen.
Denn wir bäuriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut;

Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterein.

Ja, das trauliche Verhältniß zwiſchen dem Herzoge und Goethe ſcheint dann und wann unterbrochen zu ſein. In einem am Ende jenes Jahres 1782 an Knebel gerichteten Briefe heißt es: „Meine vielen Arbeiten entſchuldigen mich, daß ich zu Niemand komme. Die Herzogin-Mutter ſehe ich manchmal. — — Der Herzog hat ſeine Exiſtenz im Hetzen und Jagen *). Der Schlendrian der Geſchäfte geht or-

*) Das Wort Exiſtenz kann hier nur eine temporäre Geltung haben. In einer Rede, zur Feier des Großherzoglichen Jubiläums in der Loge Amalia gehalten vom Geheimen Rathe von Müller, der hier eine gewichtige Autorität iſt, heißt es: „Von dem Augenblicke an, da Goethe in Weimar eintraf, webten ſich dicht und dichter die goldnen Fäden eines Verhältniſſes, das, zu zart für die Darſtellung, nur in ſeinen Wirkungen belauſcht und betrachtet werden mag. War es dem Fürſten ſchon in den erſten Tagen ſeiner Regierung gelungen, ſein Beſitzthum ſo herrlich zu erweitern, fand ſein wißbegierig-thatendurſtiger Geiſt in jeder beſiegten Schwierigkeit neue Ermunterung, ſo mußten die Anforderungen, die er an ſich ſelbſt zu ſteter Auffaſſung und Fortbildung des Reinmenſchlichen machte, ſich mit jedem Jahre ſteigern. Ein freies Naturleben ſchien höchſtes Gut, körperliche Abhärtung nothwendige Bedingung geiſtiger Stärke und Wirkſamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte ſich der prüfende, forſchende Sinn; die Naturwiſſenſchaften und was dahin einſchlug wurden eif-

deutlich. Er nimmt einen willigen und leidlichen Antheil daran, und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein, pflanzt und reißt aus. — Die Herzogin ist stille, liebt das Hofleben; beide seh' ich selten." — Wohl mochte der Herzog in dem Gedichte nicht bloß eine Anerkennung, sondern auch eine Mahnung vernehmen. Freilich keine Klopstockische, über die Goethe an den Mahnenden schreibt: „Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre."

Acht Jahre hatte Carl August regiert; eben so lange war der Freund ihm zur Seite gewesen; jener war zum Manne geworden, war in die Geschäfte seines Berufs eingeweiht. Und nun vollendete ein lang gehofftes und ersehntes Ereigniß das, wozu die Natur die schönsten Anlagen verliehen hatte. Am zweiten Februar des Jahres, in welchem Goethe in dem Gedichte des Herzogs Geburtstag feierte, ward diesem ein Sohn geboren, und die Freude der fürst-

rigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahnen zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, im Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und Gruben der Erde verborgenen Schätzen muthig nachgespürt, in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmuthig verschlungen."

lichen Aeltern war wie ein Sonnenſchein, der über das ganze Land fiel, und Hoffnungen als Wirklichkeiten genießen ließ. „Sie haben Recht, ſchreibt der beglückte Vater an Merck (17. Febr. 1783), wenn Sie ſich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Weſen waren, ſo konnte ſich, Verhältniſſe halber, bis jetzt kein ſicherer Punkt finden, wo ſie zu verbinden waren. Nun aber iſt ein feſter Haken eingeſchlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will ich ſie ſo ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenſchaft ſagen ſoll: ed egli fu pittore. Wünſchen Sie mir Glück zu dieſem Vorhaben.“

Wie hätte ſich Goethe ohne ein ſo ausgezeichnetes, mit der erſten Bekanntſchaft entſtehendes Vertrauen, ohne die ihn mit ſeinem Herrn verbindende Freundſchaft in den ſchwierigſten Verhältniſſen, unter Umſtänden, denen tauſend Andre erlegen wären, in Weimar erhalten können! Noch nach acht Jahren ängſtigt ihn jene Viſion.

Verſchwinde Traum!
Er iſt verſchwunden.

Wie dank' ich, Muſen, euch,
Daß ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet.

Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchönre Welt.
Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen;
Ein neues Leben iſt's; es iſt ſchon lang begonnen.

Denn in jenen acht Jahren war ſchon Vieles durch den Herzog an Goethe geſchehen *).

Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt,
Ein ruhig Volk in ſtillem Fleiße
Benutzend, was Natur und Gaben ihm gegönnt.

Für das geliebte Ilmenau, wo die Freunde vom Jahre 1776 an ſo oft und längere Zeit geweilt hatten, war viel gethan. Schon in demſelben Jahre, in das uns die Viſion führt, ſchreibt Goethe an Merck: „Wir ſind hier (in Ilmenau), und wollen ſehn, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung ſetzen.“ Es war geſchehen; und in dem auf den gefeierten Geburtstag folgenden Jahre (am 24. Febr. 1784) konnte der neue Bergbau eröffnet werden; bei welcher Gelegenheit Goethe die treffliche uns aufbehaltene Rede hielt. „Endlich, heißt es in ihr, erſcheint der Augenblick, auf den dieſe Stadt ſchon beinahe

*) S. in Riemer's Mittheilungen den Abſchnitt: Goethe's Leben und Wirken.

ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich ſelbſt ſeit acht Jahren, als ſo lange ich dieſen Landen angehöre, mit Sehnſucht entgegen ſehe. Das Feſt, was wir heute feiern, war einer der erſten Wünſche unſers gnädigſten Herrn bei dem Antritt ſeiner Regierung. — — Belebte ihn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anſtalt, ſo könnten wir unſern Weg gegenwärtig noch nicht zuſammen antreten. Alſo Glück auf! — — Nähern wir uns dem Orte, auf den alle unſre Wünſche gerichtet ſind. Doch kehren wir zuvor ein in dem Hauſe des Herrn, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervorzubringen. Laſſen Sie uns ihn bitten, daß er unſerm Vorhaben beiſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Böſen als zum Guten angewendet wird, nur zu ſeiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werde.“ So konnte Goethe ſechs Monate früher ſagen:

Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrochnen Schachte ſtocken. *)

*) Sollte man in den vorhergehenden Verſen:

Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu —

nicht leſen: raſcher Spule?

„Leider machte nach eilf Jahren ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbau den Garaus. Goethe eilte hin, und ſah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf ſo viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in ſich ſelbſt erſtickt und begraben.“ *) — „Aber, ſagte er im Jahre 1831 zu Eckermann, der Herzog war immer vorſchreitend. Wenn etwas mißlang, ſo war davon nicht weiter die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte entſchuldigen wollte; allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterſte Weiſe, und ging immer ſogleich auf was Neues los.“

Wie günſtig die Geburt des Erbprinzen auf den Herzog gewirkt haben mochte, laſſen die im Anfang des nächſten Jahres an Knebel gerichteten Worte ſchließen: „Was mich betrifft, ſo nehme ich an den vielen Zerſtreuungen des Hofes keinen Antheil, da mir der Tag durch ſehr häufige Geſchäfte, welchen ich mich immer mehr nähere, gänzlich ausgefüllt iſt.“

Werfen wir nun einen Blick auf das Jahr 1776 und auf das, worin unſer Gedicht fällt, auf die ſpäteſten der Verbindung Goethe's mit dem Herzoge, dann wird uns das kleine Gedicht, das jener am

*) Tag- und Jahres-Hefte, 1795.

dritten Auguſt 1776, ebenfalls in Ilmenau, Morgens unter dem Zeichnen dichtete, bedeutend.

Dem Schickſal.

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieſer engen, kleinen Welt
Mit leiſem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergeſſen hier,
Wie ſeltſam uns ein tiefes Schickſal leitet;
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du haſt uns lieb, du gabſt uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens ſinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du haſt für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Hätten die Menſchen, die Goethe'n ungläubig, irreligiös nennen, Einſicht und Liebe genug, um wahrhaft Großes würdigen zu können, ſie müßten erröthen, wenn ſie ihn von der Glaubensleerheit ſprechen hören, die er als die eigentliche Widerſacherin jegliches Guten anſah und erkannte. In einem der Venezianiſchen Epigramme bekennt er:

Frech wohl bin ich geworden; es iſt kein Wunder.
Ihr Götter
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm
bin und treu.

Frech nennt er in ſeiner gewohnten, ſich ſelbſt nicht ſchonenden, ja übertreibenden Ingenuität, was wir aufrichtig, wahr, hie und da auch wohl derb gegen Beſchränktheit, Wahn, frömmelnde Intoleranz, anmaßliche Bekehrungsſucht nennen würden. „Sein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert ſein.“ Fromm offenbart er ſich in jenem Worte an das Schickſal, wenn es nur recht verſtanden wird *); wie treu er denen war, welchen er ſich hingegeben, wie gut überhaupt, das geht aus dem Ilmenauer Gedichte hervor und aus dem, was zu Erläuterung deſſelben beigebracht worden iſt **).

---

*) Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen; wir glauben auch wie ihr.
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erbtheils, aller Welt gegönnt — und mir.

**) Aus einem Briefe (des ſo oft grämlichen) Knebels an Lavater vom 1. Sept. 1780. „Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethe nicht kennen. Was ſoll ich ſagen? Ich weiß es wohl, er iſt nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten; ich habe ſie wohl erfahren. (Es wird Goethe's Schroffheit gemeint ſein, die man ſich erklären kann.) Aber die

Und konnte wohl ein fürſtlicher Geburtstag würdiger gefeiert werden als durch dieſes Gedicht? Wie manche Albernheit, Unwahrheit, fade Schmeichelei iſt bei ähnlichen Gelegenheiten zu Tage gekommen! Und hier!

So mög', o Fürſt, der Winkel Deines Landes
Ein Vorbild Deiner Tage ſein.
Du kenneſt lang die Pflichten Deines Standes,
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten ſtrebt,
Muß fähig ſein, viel zu entbehren.

Die Mahnung traf ein offnes Ohr, das durch ſie nicht verletzt werden konnte; denn wo wurde gegen einen Fürſten die Wahrheit mit edlerem Anſtande

---

Summe des Menſchen zuſammen iſt unendlich gut. Er iſt mir ein Erſtaunen auch ſelbſt von Güte. Der Durchreiſenden keiner ſieht ihn — und doch urtheilt jeder. In Weimar ſelbſt wird er kaum geſehen. — Verkannt muß er werden; und er ſelbſt ſcheint darin zu exiſtiren. Die Schönheit, die ſich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. — Er iſt eine Doppelnatur von Held und Comödiant (wenn er die Maske anlegte); doch prävalirt die erſte. Wenn er's nicht ſagt, ſo hat er ſeine Freunde am liebſten. — Wenn Sie den Herzog lieb haben müſſen, ſo bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile ſeiner Exiſtenz gegeben."

ausgesprochen? sie traf ein Herz, welches fühlte, daß es ihrer bedürfe. In derselben Zeit, wo Goethe dieses sang, schrieb der Herzog an Knebel (17. August 1783): „Ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen.“ Daß er sich aber wehrte, das bezeugt, wie gegründet Goethe's Hoffnungen waren. Und so waren es die, welche den Schluß des herrlichen Gedichtes machen.

So wandle Du — der Lohn ist nicht gering —
Nicht schwankend hin, wie jener Sämann ging,
Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;
Nein! streue, klug und reich, mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land.
Dann laß es ruhn.

Und auch der eigentliche Geburtstagswunsch ging in Erfüllung:

Die Ernte wird erscheinen,
Und Dich beglücken und die Deinen.

Wenn ein mit Goethe's späteren Dichtungen noch Unbekannter fragen sollte, wo denn die eigentliche Lobpreisung des Herzogs zu finden sei? da ja das vorliegende Gedicht nur noch von Hoffnungen spreche, von Beginnen: so möchten wir antworten:

Es giebt eine Beſcheidenheit auch im Rühmen. Mich hat es immer gerührt, wenn ich den Preis, den Goethe ſeinem Fürſten zu ſpenden ſich gedrungen fühlte, an einer dem Scheine nach unbedeutenden Stelle, in den Venezianiſchen Epigrammen, und zwar nur in einer Zugabe zu denſelben, niedergelegt fand; Worte freilich, die Hunderte von lobpoſaunenden Oden aufwiegen; gegen die des Herzogs im Jahre 1789 an Merck gerichteten Worte: „Mit Ehren kann man Goethens Bild als Siegel führen“, als eine ſchöne Vergeltung erſcheinen werden.

Am Ende des Jahres, in welchem das beſprochene Gedicht entſtand, ſchrieb Goethe an ſeine Mutter, der man Sorge über des Sohnes Geſundheit eingeflößt hatte: „Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt; und daß man von ernſten Dingen ernſthaft wird, iſt auch natürlich, beſonders, wenn man von Natur nachdenklich iſt, und das Gute und Rechte in der Welt will. Laſſen Sie uns hübſch dieſes Jahr als Geſchenk annehmen, wie wir überhaupt unſer ganzes Leben anzuſehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Conſtitution wohl, kann meinen Sachen vorſtehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte

für ein und andere Lieblingsbeſchäftigung. Ich wüßte nicht mir einen beſſern Platz zu denken oder zu erſinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen iſt, wie es hinter den Bergen ausſieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie ſich an meinem Daſein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen ſollte — ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde und einen guten Namen; und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſein, daß ich „nicht ganz ſterbe“.

Er überlebte lange die Mutter, die ihn in jugendlichem Alter gebar, die ein hohes Alter erreichte; er ſah ſeinen Fürſten den edelſten zugerechnet, deren ſich Deutſchland rühmt; er feierte am 7. November 1825 ſeinen Jubeltag, und las an ihm die Worte des fürſtlichen Freundes: „Die funfzigſte Wiederkehr dieſes Tages erkenne ich mit dem lebhafteſten Vergnügen als das Dienſtjubelfeſt meines erſten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beſtändigkeit mich bisher in allen Wechſelfällen des Lebens begleitet hat, deſſen umſichtigem Rathe, deſſen lebendiger Theilnahme und ſtets wohlgefälliger Dienſtleiſtung ich den glücklichen Erfolg der wichtigſten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben ich als eine der

höchſten Zierden meiner Regierung achte"; dieſe Worte, in fürſtlicher Weiſe begleitet von einer Denkmünze, die, des Gefeierten Bildniß mit dem ſeines Fürſten und ſeiner Fürſtin verbindend, des Gebers Geſinnung gegen den Freund und Diener bedeutungsvoll ausſprach; er las am 28. Auguſt 1831, an ſeinem letzten, dem drei und achtzigſten, Geburtstage, jene anmuthigen am 7. September 1783 geſchriebenen Zeilen an Ort und Stelle wieder, und fand im nächſten Jahre, nach einem raſtlos thätigen, mühevollen Leben, ſeine endliche Ruhe neben dem ihm vorangegangenen Herrn und Freunde in derſelben Gruft, an einer Stätte, die jedem Deutſchen eine heilige ſein ſollte.

Goethe weiſet an mehreren Stellen ſeiner Werke dem Gelegenheitsgedichte einen hohen Rang unter den Gattungen der Poeſie an; ſo ſagt er:

Willſt du dich als Dichter erweiſen,
So mußt du nicht Hirten und Helden preiſen.
Hier iſt Rhodus, hier tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit ſchaff' ein Gedicht;

in welchen ſo leicht hingeworfenen, unſcheinbaren Verſen er doch dieſelbe Wahrheit ausſpricht, die wir in

einer ſehr bedeutenden Stelle ſeiner Biographie ausgeſprochen finden. „Dein Beſtreben, ſagte Merck zu ihm, Deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die Andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, die Imagination zu verwirklichen; und das giebt nichts wie dummes Zeug.“ *) — „Faßt man, ſetzt Goethe hinzu, die ungeheure Differenz dieſer beiden Handlungsweiſen, hält man ſie feſt, und wendet ſie an, ſo erlangt man viel Aufſchluß über tauſend andre Dinge.“ Namentlich aber iſt ſie auf das Gelegenheitsgedicht anzuwenden, indem dieſem in vorzüglichem Grade der Beruf zugetheilt iſt, welcher der Kunſt im Allgemeinen ward, der Beruf, den Goethe in einem ſeiner vollendetſten Dramen auch der Liebe zutheilt: das Eine zum All, das Gegenwärtige zum Ewigen, das Flüchtige zum Dauernden zu erheben. Wir haben bei dieſen Worten freilich die höchſte und edelſte Art der Gelegenheitsgedichte im Sinne; denn es giebt auch geringere. Aber möge man in ihnen bei ernſter Veranlaſſung den Scherz walten laſſen, möge man der Lichtſeite die Schattenſeite entgegenhalten, möge man Parodie, Allegorie, Symbolik aufbieten — immer

*) Aus meinem Leben, Buch 18.

wird ſich das Beſtreben kund thun, den Gegenſtand des Augenblicks, der Wirklichkeit in das Gebiet des freien Gedankens, der Poeſie hinüber zu ſpielen. Wenden wir uns zu jener höheren Art, ſo konnte wohl der Beruf des Gelegenheitsgedichts nicht ſchöner durch die That ausgeſprochen werden als in dem Gedichte, in welchem Goethe die Ankunft des Kaiſers von Oeſterreich im Carlsbade (1812) feiert.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei dieſem Schalle
Die Seele gleich ſich ahnungsvoll bedingt!
Doch ſchon befreien ſich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun, Muſe, ſtreue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks, und ewiger Betrachtung.

Hiemit iſt ſchon die höhere Bedeutung unſers Gedichts, das auch der Gelegenheit, der Gegenwart ſein Entſtehen verdankt, bezeichnet. Der Samen zu würdiger Beachtung des Augenblicks iſt in ihm ausgeſtreut, die Betrachtung, zu der es einladet, führt weit über die Gegenwart, über den Raum, auf welchem es ſich bewegt, ja, über die engen Grenzen der Zeit überhaupt hinaus. Und ſomit wäre das ausgeſprochen, was über die Form des Gedichts — dies

Wort im höhern Sinne genommen — zu ſagen war. Aber die Poeſie, wie ſie das Ewige an das Zeitliche, das Göttliche an das Menſchliche, das Himmliſche an das Irdiſche knüpft, bereitet ſich auch gern eine anmuthige Stätte, auf der ſie ihre höheren Gedanken entfaltet, gleichſam einen Rahmen um das von ihr geſchaffene Gebilde; ſie ſtrebt, dieſer Stätte alles Charakteriſtiſche, den Schein der lebendigſten Wirklichkeit zu geben. Wie paſſend iſt für die Betrachtung, zu der unſer Gedicht einladet, dieſe Stätte gewählt worden! dieſer Ort, der lebendigſte Zeuge deſſen, was ſeit acht Jahren auf den gefeierten Fürſten einwirkte, dieſe Gegend, die ihm ſeine früheren Gefühle und Gedanken zurückrufen mußte, die ſeine erſte Thätigkeit erfuhr, wie ſie das Verhältniß zu dem Freunde ihm auf das lebhafteſte vorhielt. Und wie dieſe Stätte geſchildert und ausgemalt iſt, das darzuthun genügt das zu Anfang unſerer Betrachtung Geſagte; es giebt uns eine ſchöne Probe von der Meiſterſchaft des Dichters auch in dieſer untergeordneten Art von Form. Was brauchen wir noch auf den Wohllaut, den dem Gegenſtande entſprechenden Zauber der Verſe aufmerkſam zu machen?

Und wie wir, um den Werth, die Bedeutung des Gelegenheitsgedichts zu bezeichnen, uns des Anfangs

jenes Carlsbader Gedichtes bedienten, ſo wenden wir den Schluß deſſelben auf das Ilmenauiſche an:

Es werde ſo, bei'm glücklichſten Ereigniß,
Die kleine Stadt des ganzen Landes Gleichniß.

Nachſchrift.

Ich bin ausführlicher geworden, als meine Abſicht war, da ich mich, deinen Wunſch, lieber Heinrich, zu erfüllen anſchickte. Aber indem ich mich meine Erläuterungen möglichſt zu documentiren bemühte, zog, wie es zu gehen pflegt, Eins das Andere nach; und ſo entſtand freilich eine Art von Cento, der nur das Verdienſt haben mag, daß er das vielen Briefen und Büchern Entnommene geordnet und unter einen beſondern Geſichtspunkt zuſammengefaßt hat. Ein ſolcher Cento ſchien mir aber unvermeidlich, da ich bei'm Niederſchreiben des Obigen, als der Commentar ſich erweiterte, an mehr Leſer dachte, als an

dich allein; und es giebt deren viele, die das, was man an einem Autor aus voller Seele preiſet, Uebertreibung und Lobhudelei nennen, wofern es nicht mit authentiſchen Documenten belegt iſt.

Sofort bin ich veranlaßt, abermals ein ſolches beizubringen. Denn oft habe ich gehört und geleſen, daß man Goethe'n aus ſeinem Leben in Weimar, vor Allem aus dem früheſten, einen Vorwurf macht: in Bemühung um die Gunſt des Hofes, in jenen „Feſten, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ habe er ſeine Kraft vergeudet, ſeine Zeit verſplittert. Wie ungerecht ein ſolcher Vorwurf, geht aus dem über jene Zeit Mitgetheilten hervor. Ich füge aber noch eine Stelle aus Goethe's Selbſtbiographie (Buch 17) hinzu, die, in Bezug auf eine frühere Zeit, von der Befürchtung eines ähnlichen Vorwurfs erzeugt ward: „Sollte einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen, ſo möge er bedenken, daß zwiſchen dasjenige, was hier des Vortrags halben, wie im Zuſammenhange geſchildert iſt, ſich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Beſtimmungen und Thätigkeiten, ſogar unerträgliche Langeweile widerwärtig einſtellten.“ Vor der Langenweile freilich war er, wie der Brief an Knebel vom Jahre 1782 bezeugt, in Weimar geſichert.

Und doch wird wohl dieſer oder jener ſagen: Auch jene Briefe und anderweitige Documente führen nicht hinter die Couliſſen; wer hinter dieſen ſtand, dem wird manches Glänzende verſchwinden, manches Mißfallende aufgeſtoßen ſein. Ich antworte: Goethe ſelbſt hat uns hie und da, auch in dem, was ich mitgetheilt, hinter die Couliſſen geführt; und die Schattenſeite fehlt auch meinem Weimariſchen Bilde nicht. Sie möge der Lichtſeite als Folie dienen. Und hören wir endlich Goethe'n, der an ſeinen Freund Schiller ſchreibt:

„Mir kommt immer vor, wenn man von Schriften, wie von Handlungen, nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewiſſen parteiiſchen Enthuſiasmus ſpricht, ſo bleibt ſo wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth iſt. Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen iſt das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere iſt eitel, und vereitelt nur.“ *)

Unſre Literatur iſt in der Gegenwart in mehr als einer Hinſicht getrübt. Wirkſam, regſam genug iſt ſie; aber wie viele ſind, die mit einer Liebe, wie Goethe

*) Briefwechſel zwiſchen Sch. und G. Nr. 165.

ſie in jenen Worten ausſpricht mit einer ſolchen Theilnahme das betrachten, was ſie beſitzen, was ihnen geboten wird? — Wird ferner nach funfzig oder ſechzig Jahren wohl Einer mit der Liebe auf dieſe Gegenwart blicken können, mit welcher du, und ſchwerlich Viele mit dir, auf jene Zeiten zurückblickſt? — Doch, ich bin in Gefahr, mich in traurige Betrachtungen zu verlieren. Wende dich mit mir noch einmal zu dem heitern Ilmenau zurück, und lies, was ich vor einer Reihe von Jahren in lebendiger Erinnerung an daſſelbe niederſchrieb.

Zugabe.

Almenau.

Aus den Blättern für lit. Unterhaltung. 1830, 1. Sept.

Der Dichter wird oft genug erinnert, daß er, obgleich den höhern Regionen zugewandt, auf der Erde wandelt; auch dadurch wird er es, daß man körperlichen Dingen, die in einiger Beziehung zu ihm ſtanden, oft eine größere Aufmerkſamkeit und Neigung zugewendet ſieht als ſeinen geiſtigſten Productionen. Daß man eine Feder, mit der ein Dichter ein anmuthiges Lied geſchrieben, eine Handſchrift von ihm, eine Locke von ſeinem Haar mit Sorgfalt bewahrt, dagegen iſt nichts zu ſagen; es kann dies der Ausdruck einer zarten Empfindung ſein; aber es giebt Menſchen, bei denen ſolche Dinge zu puren Curioſitäten werden, die einen Stuhl, auf dem ſitzend Schil-

ler ſeinen „Wallenſtein“ geſchrieben, zehnmal höher ſchätzen würden als das Gedicht ſelbſt, das ſie vielleicht nie geleſen, oder, geleſen, nicht verſtanden haben.

Auf eine ähnliche Weiſe entfernen ſich die vom Wahren, die, wenn ſie einen Roman oder eine andere Dichtung geleſen, eifrig bemüht ſind, den Originalen, wie ſie es nennen, zu dieſer oder jener in dem Gedichte vorkommenden Perſon, zu einer in demſelben geſchilderten Gegend oder Oertlichkeit nachzuſpüren. Wie oft hört man nicht, und ſelbſt in gebildeten Cirkeln, wenn von einer Dichtung die Rede iſt, kein anderes Urtheil als: „Damit hat der Dichter Den und Den gemeint! da hat ihm dieſe Gegend vor der Einbildung geſtanden! jenen Ort hat er auf das genaueſte copirt!“ Und ſo fliehen die Menſchen ſofort vor der eigentlichen Region, die der Dichter heranzuzaubern ſich bemüht hatte.

Und doch kann die Betrachtung einer Gegend, in der ein Dichter lebte, wenn wir ſie ſelbſt, oder Gegenſtände aus ihr in den Werken deſſelben abgeſpiegelt glauben, ein Gefühl erzeugen, das als anmuthig und menſchlich keineswegs zu tadeln iſt, obgleich es mit der eigentlichen Erkenntniß jener Werke nichts zu ſchaffen hat. Wer läſe nicht mit Entzücken Waſhington Irving's „Wanderung nach Stratford am

Avon", nach dem alten Familiensitze der Lucy's in Charlecot *)? und wer theilte nicht mit diesem liebenswürdigen Dichter das Gefühl, das ihm die Zeilen eingab: „Die ganze Gegend umher ist dichterischer Boden; Alles steht mit dem Gedanken an Shakspeare in Verbindung. Jede alte Bauerhütte, die ich sah, schien mir in seiner Knabenzeit von ihm besucht worden zu sein, wo er seine genaue Kenntniß des Landlebens und der ländlichen Sitten erlangt und jene Märchen und die abergläubischen Träume gehört hatte, die er wie Zauberei in seine Schauspiele verwebt hat." Dieses Gefühl, gemischt aus einer Versetzung in eine längst vergangene Zeit, aus der Erinnerung an einen großen Mann, der alle menschlichen Empfindungen gekannt hat und anspricht, und getragen durch die Betrachtung der Natur, die, wie auch Jahrhunderte über ihr hingehen mögen, immer dieselbe bleibt — dieses Gefühl, der menschlichen Natur so homogen, dürfen wir, im bessern Sinne des Worts, ein sentimentales nennen. Jener edle Dichter schildert dasselbe in seiner eigenthümlichen Weise noch gar passend: „Unter dem zauberischen Einflusse Shakspeare's war ich den Tag über in einer vollständigen Ver-

*) In Gottfried Crayon's „Skizzenbuche", Th. 2.

blendung umhergegangen. Ich hatte die Landſchaft durch das Prisma der Dichtung betrachtet, welches jeden Gegenſtand mit den Farben des Regenbogens überzieht. Ich war von Geſchöpfen der Einbildungskraft, von reinen Luftgebilden, durch dichteriſche Kraft heraufbeſchworen, und die doch für mich den ganzen Reiz der Wirklichkeit gehabt hatten, umgeben geweſen; und ſo konnte ich nicht umhin, die beſondere Gabe des Dichters zu bewundern, wie er im Stande ſei, den Zauber ſeines Gemüths über das Antlitz der Natur ſelbſt zu verbreiten, den Sachen und Orten einen Reiz und Charakter zu verleihen, der ihnen nicht eigen iſt, und dieſe „Werkeltags-Welt“ in ein wahres Feenland zu verwandeln.“

Vielleicht findet ſich nach ein paar hundert Jahren ein zweiter Waſhington Irving in Deutſchland, der nach Gegenden forſcht, in denen unſer Goethe lebte, die in dieſem und jenem ſeiner Werke abgeſpiegelt erſcheinen. „Nach ein paar hundert Jahren“, ſage ich; denn der Reiz einer längſt vergangenen Zeit muß auch beitragen, die Gefühle zu erzeugen, die uns in der Schilderung des Amerikaners ergötzten. Mir kommt dieſer Reiz nicht zu ſtatten, und überhaupt fehlt mir das ſchöne Talent jenes Schriftſtellers. Ich will nur eine Gegend bezeichnen, an der ſich vielleicht einſt

einer verſucht, der es beſitzt. Die Gegend um Wetzlar, das Dörfchen Garbenheim, der Brunnen in der Nähe von Mainz ſind bekannt als Oertlichkeiten, denen „Werther's Leiden“ und „Hermann und Dorothea“ eine höhere Bedeutung durch dichteriſche Weihe gegeben haben. Manchen Wanderer, der dieſe anmuthige Gegend überſchaut, der in der Kühle dieſes Brunnens ruht, werden noch die Geiſter jener Dichtungen umſchweben.

Mir wurden andere vor die Phantaſie gezaubert, als ich vor einer Reihe von Jahren die Gegend von Ilmenau durchſtreifte, dieſe reizende Gegend, in der Goethe, wie aus ſeiner Biographie und aus den Briefen an Schiller hervorgeht, einſt oft verweilte, an die er (am 3. September 1783) die ſchönen Worte richtet:

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das beſte;
Entfaltet mir die ſchwerbehangnen Aeſte,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein;
Erquickt von euren Höh'n, am Tag der Lieb' und Luſt,
Mit friſcher Luft und Balſam meine Bruſt!

Wie lebendig wurden mir dieſe Worte, als ich den Berg, der Gickelhahn genannt, hinanſtieg! denn dieſen redete Goethe gewiß an; hier, ſagte man mir, weilte

er oft da er seine „Iphigenia“ dichtete; im Innern einer Hütte auf der Höhe des Berges sollen die schönen Verse: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'“ angeschrieben stehen — als ich den Balsam der hohen Tannen einathmete, die anmuthige Landstadt zu meinen Füßen sah, links und rechts stille Thäler, von Bächen durchrauscht; an nähern und fernern Mühlen, Jagdhäusern, Hohen Oefen, aus denen Garben gleich die mächtige Glut emporsteigt, weidet sich das Auge; an keinem Orte hat mir das Geläute der den Ställen ruhig zuwandelnden Rinder so lieblich getönt als hier.

Als ich nach einer heißen Nachmittagswanderung in das Wirthshaus am Markte zurückgekehrt war, fand ich an meinem Fenster ein Gerüst aufgeschlagen, auf dem sogleich Seiltänzer ihre Künste zu produciren anfingen. Es waren ganz gewöhnliche, wie sie auf dem Lande, in kleinern Städten herumzuziehen pflegen; keine Mignon, nicht einmal ein Narciß, oder eine Landrinette unter ihnen; aber in dem Augenblicke war mir's, als ob ich an dem Orte sei, wo Wilhelm Meister die Seilkünstler fand, Philinen und Laertes kennen lernte und seine Mignon gewann. Als ich am andern Morgen von einer sanften, dem Gickelhahn gegenüber an der andern Seite der Stadt

gelegenen Anhöhe auf die letztere blickte, glaubte ich „am Fuße des Gebirges, in der schönen und fruchtbaren Ebene, an dem sanften Flusse, im Sonnenschein das heitere Landstädtchen“ zu sehen, in welchem Wilhelm Meister, seine Handelsgeschäfte vergessend, so lange einem reizenden, träumerischen Müßiggange nachhing. Nun bildete ich mir sogleich ein, hier das Jägerhaus zu entdecken, wo Wilhelm mit seiner Gesellschaft das Mittagsmahl einnimmt, daneben die herrlichen alten Bäume, aus deren Schatten Philine den empfindsamen jungen Mann durch ein Liedchen vom Kuckuk vertreibt; dort die Stelle, wo die auf dem schmalen Flusse Hinfahrenden den bedeutenden Fremden aufnehmen; und dort die Mühle, vor der die Bergleute das artige kleine Schauspiel aufführen.

Schwerlich würde ich dies Alles gefunden haben, wenn nicht der gestrige Gang auf den Gickelhahn, nicht die Seiltänzer darauf meine Phantasie mit Goethe'schen Bildern angefüllt hätten. Aber in den nächstfolgenden Tagen ward diese noch mehr in dem Glauben bestärkt, daß sie sich auf classischem Boden ergehe, daß Eindrücke, von diesem Boden gewonnen, in den erwähnten Roman übergegangen seien. Ich wandte mich an einen in Ilmenau wohnenden Bergmann mit der Bitte, mich in dem nahen Kohlenberg-

werke herumzuführen. Er verſprach es, und zugleich ein paar treffliche Bergmannskleider für mich und meinen Gefährten. Dieſe fanden wir zur beſtimmten Stunde bereit; und indem unſer Führer ſie uns anlegte, verſicherte er mit wichtiger Miene, in dieſen Kleidern ſeien oft der Herzog von Weimar und der Geheime Rath Goethe in den Schacht gefahren, um nach der Arbeit zu ſehen. Der Bergmann war ſehr geſprächiger Natur; und da er nicht allein über das Bergwerk, in welchem er arbeitete, Rechenſchaft zu geben wußte, ſondern auch eine genaue Kenntniß der Umgegend verrieth, forderte ich ihn auf, am andern Tage mich über den Schneekopf nach Suhl zu führen, wozu er bereit war. Früh am andern Morgen war mein und meines Begleiters Mantelſack auf ſein Reff geſchnallt, und wir wandelten friſch die Höhen hinan. Erquicklich war bei dem ſchönen warmen Wetter der balſamiſche Duft des Nadelholzes; auch dieſe völlige Einſamkeit in der Waldung am Schneekopf that einem wohl, dieſe Stille, nur zuweilen durch die Töne eines Kreuzſchnabels (Krünitz) unterbrochen. Doch auch hier hatte unſer Bergmann Bekanntſchaft. Ein Kohlenbrenner im dichteſten Walde ward angeſprochen, und wir lagerten uns an ſeinem Meiler, während er dienſtfertig uns eine Behme (Schei-

den Brotes, zwischen die Butter gestrichen wird) auf seinem Schürbaum im Meiler röstete. Indeß ruhten wir behaglich; unser Führer erzählte uns viel von den Sitten und Gebräuchen der Bergleute, was trefflich in diese Einsamkeit paßte und abermals lehrte, daß auch der beschränkteste Zustand seinen Frieden und seine Freude hat. Auch an Liedern und Musik fehle es ihnen nicht, bemerkte er, und mannichmal führten sie auch zu Dreien ein Lied auf, unter Begleitung ihrer Instrumente. Auf unsere Bitte sagte er sofort folgende Strophen her, die ich mir später von ihm aufschreiben ließ:

Erster Bergmann.

Glück auf! mein guter Freund,
Was geht Ihr mit der Ruthen?
Ich glaub', ihr seid vermeint,
Ein Bergwerk hier zu muthen.
Wenn ich ankommen kann,
So tret' ich selbst mit an;
Ich seh' ja das Gebirge
Für etwas Edles an.

Zweiter Bergmann.

Ach ja, mein werther Mann,
Ich habe das Vertrauen,

So gut als ich nur kann,
Ein Bergwerk hier zu bauen.
Die Muthung iſt gelegt,
Daß man allhier einſchlägt;
Ich hab' ja das Vertrauen,
Daß es was Edles trägt.

Bauer.

Was Hanker macht Ihr do
Auf mienen ſchienen Fälle?
Es is mir aben alſu,
Als wenn ihr ene Hälle
Auf mein Gebiet gebracht,
Su wuhl als hätt' Ihr's Macht.
Ihr Berkleut' ſeid den Bauern
Auf Schoden nur bedacht.

Bergmann.

Du red'ſt aus Unverſtand;
Es iſt ja zu beweiſen,
Daß durch des Bergmanns Hand
Kömmt Kupfer, Stahl und Eiſen,
Gold, Silber, Zinn und Blei,
Metall und mancherlei;
Von wegen ihrer Hände
Wird es geſchafft herbei.

Bauer.

Ihr Leut', ich ſog's Euch nu,
Loßt mir mein Falt mit Freden;
Wann ich ka Eiſen ho,
So laf ich hen zum Schmeda;
Die machen mir ſo nett
Miſtgabel und Hemmkett',
Pflugſchor, Rothnagel, Hufeiſen;
Wer nur viel nöthig hätt'!

Bergmann.

Mein lieber Bauersmann,
So viel als wir verſpüren,
Iſt es nicht gut gethan,
Mit Euch zu disputiren.
Seid Ihr uns gleich nicht hold,
So klagt Ihr's, wem ihr wollt;
Wir wiſſen ſchon von weitem,
Was Ihr ausrichten ſollt.

Bauer.

Ihr Leut', ich ſog's Euch nu,
Do hie hot's ka Geſchicke.
Bald kommt e Kalb, ene Kuh,
E Schof zum Ungelücke.

Bergmann.

Was kümmert uns Dein Vieh,
Dein Ochſe, Schaf und Küh'?
Die magſt Du laſſen hüten;
Deswegen biſt Du hie.

Bauer.

Ihr Leut', ich ſog's Euch nu,
Loßt mich in guter Ruhn.
Ich ſchlo, Parole! zu;
Ihr thut mir großen Schoden.

Bergmann.

Wir tragen keine Scheu;
Schlag zu! wir ſind dabei;
Wo wir je was vermuthen,
Steht uns zu ſchürfen frei.

Bauer.

Das war e anner Wort;
Ihr ſollt die Freiheit hobe.
Meinthalb grobt immerfort;
Ich geb' mein Steuer und Goben
Und mein Soldatengält;
Sonſt müßt Ihr mir für's Falt
Dreihundert Thaler gabe;
Sonſt brauch' ich ja Gewalt.

Bergmann.

Ach, Bauer, was man verwüſt't,
Für Dich und die Beſchwerden,
Wie es gebräuchlich iſt,
Ein Kux ſoll Deine werden.
Denſelben haſt Du frei,
Die Erzfuhr auch dabei.
Was willſt Du weiter ſagen,
Daß es Dein Schaden ſei?

Bauer.

Wie gruß is denn e Kux?
Was thut denn eener galle?
Ei lieber gabt mer'n flugs,
Daß ich mein Maul konn halle.
Es ſteht mir Frogen frei;
Er ſei von Stroh oder Heu,
Von Leinwand oder Leder,
Ob er von Holze ſei.

Bergmann.

Ein Kux iſt ein Bergtheil,
Den man auf einer Zeche
Nimmt. Dieſen haſt Du frei.
Hör' nur, was ich jetzt ſpreche:
Läßt ſich ein Anbruch an,
So haſt Du Theil daran,

Und kannſt in wenig Jahren
Werden ein reicher Mann.

Bauer.

Ei nu, das were gut,
Ihr lieben broven Leute.
Ich brauch's zu höchſter Nuth;
Ihr macht mich ſchon voll Freude.
Daß ich mich a bedenk',
Kommt, giet met mir in die Schenk',
Eh mich die Zeit dazu zweng',
Daß ich mich von Euch wend'.

Bergmann.

Ei, dafür danken wir;
Es hat ja nichts zu ſagen.

Bauer.

Ei nu, e Fäßla Bier,
Das konn wir gut vertrogen,
Wir ſein ja gute Freund'.
Der Hanker huhl' den Feind!
Wir wullen fröhlich läbe.
Ein Schalm, der's böſe meint!

Es war wohl natürlich, daß ich in dieſem Liede das Original des kleinen Schauſpiels zu finden glaubte, welches die Bergleute bei jener Mühle vor Wilhelm

Meiſter und ſeiner Geſellſchaft aufführen, das den Helden des Romans zu ſo intereſſanten Betrachtungen veranlaßt. Freilich denken wir uns daſſelbe in dem Buche minder roh, als es auf dem Papiere vorliegt. Aber auch ein roheres würde die Phantaſien, von denen ich erfüllt war, genährt haben. Der Bergmann ward mir ſehr werth; wie er ſich denn als einen fleißigen, in ſeinem Fach wohlunterrichteten Mann von menſchlichem Gefühl erwies. Dies zeigte ſich auch, als wir in der Nähe von Suhl auf eine Schaar bergmänniſcher Spielleute ſtießen, die vor einem ländlichen Wirthshauſe im Schatten alter Linden ſpielten und Lieder ſangen. Er war mit ihnen bekannt, ſetzte ſich zu ihnen und ſtimmte in ein Lied ein, mit deſſen Vortrag ſie eben beſchäftigt waren. Eine Strophe deſſelben prägte ſich mir ein, da ſie, von den tiefen Männerſtimmen in einer ausdrucksvollen, einfachen Melodie geſungen, wirklich von großer Wirkung war:

Wir müſſen in Trauer gehen
In dieſer ſchönen Welt;
Steigt mancher von uns in die Grube,
Schaut nimmer das grüne Feld.

Nachher ſagte er mir, er könne dieſe Worte nie ſin-

gen, „ohne daß das Herz im Leibe ſich ihm umwende“. Ich hatte dieſe Rührung auf ſeinem Geſichte während des Singens geleſen, und auch an mir wiederum erfahren, wie man oft ganz unerwartet von den tiefſten, ergreifendſten Gefühlen überraſcht wird.

In dem Ilmenauer Gedichte, erläutert, wie wir es vorlegten, fanden wir Goethe'n thätig in Staatsverwaltung, dirigirend, ordnend, schaffend. „Den Hof, schrieb er schon im März 1776 an Merck, hab' ich nun probirt; nun will ich auch das Regiment probiren"; und Wieland, in seiner sanguinischen Art, einige Wochen später an denselben: „Goethe lebt und regiert und wüthet, und giebt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, und macht uns Alle glücklich, er mache was er will." Wie sauer er sich's werden ließ, wie an die Stelle der brausenden Jugendlust Ernst, Verschlossenheit, „Taciturnität", wie Carl August sich ausdrückt, traten, das lesen wir in vielen seiner Briefe, wie in Briefen des Herzogs und Wieland's. Aber, wie ernst es ihm mit den Geschäften war, wie pflichtgetreu er mit seinen Tagen geizte — „sein Verhältniß zu den Geschäften war nur aus dem persönlichen zu seinem Fürsten entsprungen";

die Natur hatte ihn zum Dichter bestimmt. Sie mußte durchbrechen; und sie gab sich zunächst kund in einer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem Lande der Kunst, nach Italien. Vernehmen wir ihn selbst in einem Briefe, den er aus diesem „Arcadien“ an den Herzog schreibt.

„Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältniß zu Ihnen nach so langen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden. Aber als was? — als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauernd wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerf' ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen denken, ich will gern und jederzeit meine Meinung

ſagen. Laſſen Sie mich von Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen, ſo wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle, von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- und dorthin zu leiten ſein. Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, ſorgen Sie ferner für mich. Sie thun mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen; und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Andern auftragen. Ihre Geſinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, ſind ſo ſchön, für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll, daß ich nur ſagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht was Du willſt.“

Der Herzog, auch hier die Stimme der Natur hörend und ihr gehorchend, erfüllte des Dichters Wunſch, gab ihm Muße, bei bewahrter Neigung und geſteigertem Vertrauen. Das ſollte Deutſchland ihm nie vergeſſen; wie es Goethe ihm nicht ver-

gaß, der, mit Schmerzen von dem geliebten Lande ſcheidend, dennoch ſang:

Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

Betrachten wir zunächſt, welchen Einfluß Italien auf Goethe hatte, wie er hier von neuem geboren ward, wie die Kunſt hier vollendete, was die Natur im reichſten Maße gegeben.

Ueber

Goethe's Italieniſche Reiſe.

Geſchrieben im Jahre 1830.

Glänzen ſah ich das Meer und blinken die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze, wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

Ich faſſe von allen Seiten zuſammen, und bringe viel zurück; auch gewiß viel Vaterlandsliebe, und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Goethe. Neapel, am 17. März 1787.

Am 3. September 1787 ſchrieb Goethe von Rom aus an ſeine weimariſchen Freunde: „Welch ein Jahr! und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag, und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben!“ (Goethe's Werke, 29. Bd., S. 77.) Er weiſt auf den 3. September des vorigen Jahres zurück, an welchem er von Carlsbad aus ſeine Reiſe nach Italien antrat, und die Epoche, von der er redet, iſt ſonach das in Italien verlebte Jahr. Sieben Jahre ſpäter ſchrieb Schiller an Goethe:

> Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätte ſchon von der Wiege an eine auserleſene Natur und eine idealiſirende Kunſt Sie umgeben, ſo wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüſſig gemacht

worden. Schon in die erſte Anſchauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren erſten Erfahrungen hätte ſich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutſcher geboren ſind, da Ihr griechiſcher Geiſt in dieſe nordiſche Schöpfung geworfen wurde, ſo blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder ſelbſt zum nordiſchen Künſtler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu erſetzen, und ſo gleichſam von innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebensepoche, wo die Seele ſich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Geſtalten umringt, hatten Sie ſchon eine wilde und nordiſche Natur in ſich aufgenommen, als Ihr ſiegendes, ſeinem Material überlegenes Genie dieſen Mangel von innen entdeckte und von außenher durch die Bekanntſchaft mit der griechiſchen Natur davon vergewiſſert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft ſchon aufgedrungene ſchlechtere Natur nach dem beſſeren Muſter, das Ihr bildender Geiſt ſich erſchuf, cor-

rigiren; und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von ſtatten gehen. („Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe“, I, S. 15, 16.)

Und dieſe Begriffe, werden wir hinzuſetzen, wenn wir Goethe's „Italieniſche Reiſe“ geleſen haben, wird ein Aufenthalt in Italien dem Fremdling zuführen und aufdringen, Italien wird ſie entwickeln und zu Anſchauungen erheben. Nehmen wir zu den obigen Worten Schiller's noch folgende Stelle aus den „Briefen über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen“, die, wie er ſelbſt ſagt (Briefw., I, S. 51), Goethe's Portrait enthalten: „Der Künſtler iſt zwar der Sohn ſeiner Zeit, aber ſchlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günſtling iſt. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Zögling bei Zeiten von ſeiner Mutter Bruſt, nähre ihn mit der Milch eines beſſern Alters, und laſſe ihn unter fernem griechiſchen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden iſt, ſo kehre er, eine fremde Geſtalt, in ſein Jahrhundert zurück, aber nicht, um es mit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, ſondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jen-

ſeits aller Zeit, von der abſoluten, unwandelbaren Einheit ſeines Weſens entlehnen“ — und fragen uns dann, was Schiller wohl unter der Form des Nothwendigen verſtanden habe, unter der Form, die in einer edlern Zeit, ja jenſeits aller Zeit liegt?

Es iſt ſchwer und mir wenigſtens nicht möglich, hierauf ausreichend zu antworten. Vielleicht möchte es ſelbſt Schiller'n nicht gelungen ſein, genügend Das darzuſtellen, was in ſeinem Geiſte vorging, als er dem Freunde mit ſolchem Entzücken von ſeiner Lectüre des Homer ſchreibt, und namentlich über die ganz einfache Scene eines Hausbeſuchs (der Thetis beim Hephäſtos), eines handwerksmäßigen Geſchäfts ſich äußert, ſie enthalte ein Unendliches in Stoff und Form (Briefw., V, S. 37). Aber warum ſollten wir uns ſcheuen, zu Beiſpielen unſere Zuflucht zu nehmen, wo es vielleicht auch Schiller gethan hätte, wo auch der kunſtverſtändige Sammler in Goethe's liebenswürdigem Romane: „Der Sammler und die Seinigen“ (ſ. Briefw.) es thut? Nehmen wir einzelne Scenen der Ilias: Patroclus' Tod; den Kampf über ſeinem Leichnam; Achilles' Rüſtung, da er den Freund zu rächen ſich erhebt; jeder Sinnbegabte wird ſagen, daß dieſen Scenen ein bedeutender Stoff, eine große Natur zum Grunde liegt, daß der Dichter ihnen den

vollen Gehalt ſeines Gemüths einverleibt habe. Iſt es nun nicht, als ob dieſe ſo gehaltvolle Natur von dem Buſen des Dichters auf das Blatt deſſelben wie abgedruckt ſei, doch ſo, daß dieſes Blatt nichts angenommen, was der gemeinen Erſcheinung, der ungebildeten Wirklichkeit gehört? Dies dürfen wir wohl Form nennen und eine nothwendige, indem, wie in der Natur, ſo in Werken der Kunſt, das Erſcheinende und was ihm zum Grunde liegt, die Seele, ſich nur auf Eine Art, die einzig wahre, offenbaren kann; und ſie iſt nicht bloß Abdruck eines ſchon vorhandenen, ſie begreift neben der Natur, die ſie darſtellt, zugleich die freieſte Erfindung des Dichters. In der letzterwähnten Scene legt Achilles ganz einfach Stück vor Stück die göttlichen, von der Mutter gebrachten Waffen an; hier iſt kein Wort zu wenig oder zu viel, Alles würdig; und als nun der Held ſich in der Rüſtung verſucht, und ſie ihm „wie Flügel iſt, und den Hirten der Völker erhebt“ (Ilias, 19, 386), da ſteht der Götterſohn vor uns, würdig, in dem erſten aller Gedichte die erſte Rolle zu ſpielen. Die Natur des Großen und Schönen offenbart ſich uns; aber auch die Eigenthümlichkeit deſſelben, daß es auf Erden eine ſchnell vorübergehende Erſcheinung iſt, hat des Dichters erfindender Geiſt

ſeiner Schöpfung eingewebt. Achilles beſteigt ſeinen Wagen, und das göttliche Roß weiſſagt ihm in ernſter Rede ſein nahendes Ende. Und wie iſt Patroclus' Tod geſchildert! Dieſe Glut der Tapferkeit, in der der Held ſich unter die Troer ſtürzt, dieſe Betäubung, da ihn die Hand des Gottes geſchlagen, die Verwirrung ſeiner Sinne, in der er wiederholter Verwundung preisgegeben iſt, die Weiſe, in der des Sterbenden Lippen ſich noch einmal weiſſagend aufthun! Iſt es nicht, als ob wir das vollendetſte Bildwerk mit Augen ſähen! aber ein bewegliches, fortſchreitendes, wie es Leſſing's Geiſt dachte, da er die bildende Kunſt von der dichtenden unterſchied. Es würde uns zu weit von unſerm Ziele abführen, wollten wir die dritte von uns genannte Scene, den Kampf über der Leiche des Patroclus, im Einzelnen durchgehen; aber man betrachte jedes Einzelne mit Genauigkeit, mit Liebe, mit künſtleriſchem Auge, und man wird finden, daß der Dichter durch treues Beachten der Natur, durch Steigerung, durch Erfindung, durch Gleichniß und Benutzung des Symboliſchen eine ganz wahre, aber geſteigerte und verklärte Natur geſchaffen hat.

Wir lenken ein durch eine Vergleichung, die auf den erſten Blick ſeltſam erſcheinen könnte; aber ein

Etwas findet ſich in allen Werken der Kunſt, in Hinſicht auf welches ſie mit einander verglichen werden können, ſei es auch nur, um die Verſchiedenheit zwiſchen denſelben darzuthun. Wie unterſcheidet ſich denn nun die Kunſt in einem der frühern Werke unſers deutſchen Dichters von der, die wir eben im Homer bewunderten? Nehmen wir als Beiſpiel „Werther's Leiden“. Daß in dieſem Romane neben einer mächtigen jugendlichen Glut der echte Bildungstrieb und ein lebendiges Streben nach künſtleriſcher Geſtaltung ſich offenbare, darüber werden alle Freunde der Kunſt einverſtanden ſein. Aber wenn wir einen Blick auf den Griechen werfen und betrachten, welchen Abdruck der Natur er auf ſein Blatt brachte? dann werden wir finden, daß dieſes bei weitem weniger annahm als Das, auf welches der Dichter des Werther ſeine Gedanken und Empfindungen ausſtrömen ließ. Wir werden bei dem Letztern Empfindungen und Gefühle über die Natur, freilich ſehr reiche, erhabene, gewaltige, wahrnehmen, bei Jenem die Natur ſelbſt in ihrer einfachen Ruhe und Klarheit. In Neapel und Sicilien ſah Goethe die Natur mit ganz andern Augen, mit homeriſchen, an; wir ſagen dieſes getroſt, ohne den Einwurf zu ſcheuen, daß die Naturſchilderungen im Werther nicht geradezu aus

ſeinem, ſondern aus dem zerrütteten Gemüthe des unglücklichen Jünglings hervorgehen. Auch bei Goethe zeigte ſich ſchon ein reicher Gehalt, der dem nicht dankbaren Stoffe Würde zu verleihen wußte; doch gehörte dieſer Gehalt noch mehr dem Gemüthe und Gefühle an als der künſtleriſchen Anſchauung. Aehnliches wie das, was in ſeiner Seele vorging, da er als Dichter auftrat, wird ſich wohl Anfangs in jedem wahren Dichter der neuern Zeit regen; er wird eine ungeheuere Wirkung hervorbringen, und rauſchender Beifall wird ihn begrüßen; aber er wird ſpäterhin ſich ſelbſt ſagen, daß dieſer Beifall nicht dem Schönen galt. Der Menge bleibt es ein hartes Wort, daß das Schöne höher ſtehe als das Gemüthvolle, und wer es ausſpricht, mache ſich auf den Tadel gefaßt: er treibe Abgötterei mit einer kalten, herzloſen Schönheit. Als ob der Genius, der Schöpfer des Schönen, der Wärme des Gemüths entbehren könnte, und nicht vielmehr, wie die Vernunft alle einzelnen Seelenkräfte, ſo Verſtand und Gemüth und Herz mit gleichen Rechten unter ſich begriffe.

Goethe war, als er die Reiſe nach Italien antrat, lange über die Werther'ſche Periode hinaus; durch eine Bearbeitung ſeines Romans hatte er dem-

ſelben mehr künſtleriſche Haltung zu geben verſucht; wodurch freilich das eigentliche Weſen deſſelben nicht umgewandelt werden konnte, aber doch der Gedanke erzeugt ward, welche höhere Vorſtellung der Dichter von der Form gewonnen. „Iphigenie“ machte dann den Uebergang zu der zweiten Periode des Dichters. Sie erfuhr eine Umgeſtaltung in Italien, und gewiß eine, die ſie dem höhern Begriffe von Schönheit, der ſich in Goethe erzeugt hatte, näher führte. Es iſt bekannt, daß dieſes Drama zuerſt in Proſa geſchrieben war, die in Italien dem Verſe wich. Dieſe Umgeſtaltung, obgleich bedeutend, iſt nicht die einzige und eigentliche, von der wir hier reden. Die Menge wähnt, wenn man das Wort Form nennt, es ſei bloß vom Aeußern die Rede; ſie ahnet nicht, daß die Form etwas Geiſtiges, Unausſprechliches iſt, das freilich auch eine eigenthümlich gebildete Sprache, auch den Vers liebt und fodert, weil er harmoniſch zu ihm ſtimmt, und weil es von dem Gemeinen, Ungebildeten ſich möglichſt entfernt hält.

Nun offenbarte ſich Goethen in Rom die Herrlichkeit der griechiſchen Kunſt, und die Ueberzeugung ſetzte ſich in ihm für ſein Leben feſt: die Griechen ſeien von der Vorſehung beſtimmt, der Welt den Kanon zu geben für das Schöne und die Darſtellung deſſelben,

die Kunſt. Ein Jahr hatte er in Italien gelebt, als er jene merkwürdigen Worte ſchrieb: „Welch eine Epoche für mich, der 3. September! ein Geburtstag zu einem neuen Leben!“ Sie müſſen uns als Führer dienen durch die drei Bände der „Italieniſchen Reiſe“. Betrachten wir, durch ſie geleitet, dieſelbe, dann werden wir erſt recht innewerden, in welchem Zuſammenhange ſie mit der Selbſtbiographie Goethe's ſteht, wie ſie den eigentlichen Wendepunkt, wir möchten ſagen, den Silberblick dieſes großen Lebens darſtellt. Ueberhaupt bemerken wir leicht, daß von Goethe's Werken das eine immer das andere erklärt, das ſpätere das frühere, und umgekehrt. Die „Wahlverwandtſchaften“ erhalten Licht durch „Werther“, dieſer durch jene; ſo kann „Fauſt“ uns dienen zu beſſerm Verſtändniß der „Lehrjahre Wilhelm Meiſter's“, und ſelbſt untergeordnete Werke, wie „Der Großkophta“, zählen mit als vervollſtändigende Theile in dem Kreiſe der Goethe'ſchen Schöpfungen. Dies iſt ſehr natürlich bei einem Dichter, von dem ſchon im Jahre 1774 Jacobi ſchrieb:

> Man braucht nur Eine Stunde bei ihm zu ſein, um es im höchſten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln ſoll, als er wirklich denkt und

handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Beſſern in ihm möglich ſei; aber nicht anders iſt ſie in ihm möglich, als ſo wie die Blume ſich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächſt und ſich krönt.

Wir fügen hier, als am bequemſten Orte, noch eine Bemerkung zu: Das, was in der „Italieniſchen Reiſe“ über die bildende Kunſt geredet wird, und deſſen iſt Vieles, iſt nicht als der Erguß einer Liebhaberei zu betrachten, die auf Goethe'n, den Dichter, weiter keinen Einfluß gehabt. Den Dichter hilft Alles bilden, was er ſieht, beachtet und treibt. Als er den hohen Styl der griechiſchen bildenden Kunſt, ihre eigentliche Schönheit gewahrt, hat er dieſe Einſicht auch für ſeine Dichtungen gewonnen; und in gleicher Weiſe wird auch die Natur ſeine Lehrerin und Gehülfin; Alles iſt bei ihm aus Einem Guß, alles auch noch ſo Verſchiedene ſtrebt zu Harmonie und Einheit. Als er ſich den tiefſten Studien der griechiſchen bildenden Kunſt und der Natur hingegeben und lange in ihnen ſich verloren, ſchreibt er (Rom, 22. Febr. 1787): „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin“; und auch in Italien ſchon konnte er ſagen:

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen und das Außen;
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

In dem echten Dichtergeiſte ſind, wie überall in den Regionen des Geiſtigen, Nothwendigkeit und Freiheit mit einander verbunden; bei dem Dichter iſt dies o auffallend, daß das Poëta nascitur non fit zu einem gemeinen Worte geworden iſt; denn auch der Unwiſſendſte nimmt gar leicht wahr, daß nicht Jedermann Verſe zu machen im Stande iſt. Erwägen wir jenes Wort in ſeiner tiefern Bedeutung, nehmen wir, um es uns deutlich zu machen, einen concreten Fall, dann genießen wir das ſchönſte Schauſpiel, das dem Menſchen werden mag, wir ſehen im Kleinen, aber im Höchſten, ein Bild der geiſtigen Welt, Natur und freie Bildung ſich gegenſeitig ergänzend, harmoniſch mit einander verbunden und in Symbolen die Geſetze ausſprechend, die in der Welt des Geiſtes walten. In dieſer Hinſicht iſt uns Goethe's Leben, auch fragmentariſch, wie es bis jetzt vorliegt, höchſt merk-

würdig. Die Periode der Entwickelung haben wir in den erſten drei Bänden; wie der Mann ſeinen vollen Gehalt, ſeine Bildung gewann, zeigt uns die „Italieniſche Reiſe“; welche Früchte aus ihr erwuchſen, und wie ſie erwuchſen, das ſehen wir in dem Briefwechſel mit dem trefflichen Freunde; und, da ja nicht allein eigne Natur und Freiheit das Leben eines Menſchen bedingen, auch an einer Darſtellung der Widerwärtigkeiten und Hemmungen, die dieſes Leben von außenher erfuhr, fehlt es nicht; und in dieſer Hinſicht iſt der einzelne Band aus Goethe's Leben: der „Feldzug in der Champagne“, von Bedeutung.

Wenden wir uns zu der „Italieniſchen Reiſe“. Sie war nicht ein Unternehmen der Willkür; der Genius trieb, und der von ihm Beſeelte ließ ihn walten und gehorchte; die Periode, die Schiller in den oben angeführten Worten ſo ſchön ſchildert, mußte bei Goethe eintreten, oder ſein Genius würde ſich ſelbſt untreu geworden ſein.

> Die letzten Jahre (ſchreibt er am 1. Nov. 1786, eben in Rom angelangt, an die weimariſchen Freunde) wurde die Sehnſucht nach Italien eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es geſtehen: zuletzt durfte ich kein

lateiniſches Buch mehr anſehen, keine Zeichnung einer italieniſchen Gegend. Die Begierde, dieſes Land zu ſehen, war überreif; da ſie befriedigt iſt, werden mir Freunde und Vaterland erſt wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünſchenswerth, ja um deſto wünſchenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich ſo viele Schätze nicht zu eignem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und Andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen.

Leſen wir dies, dann werden wir geſtehen, daß Goethe ihn verdiente, „den Geburtstag zu einem neuen Leben“. Wir hören von Menſchen, die, im gewöhnlichen Gange des Lebens, in der alltäglichen Umgebung fortgehend, doch eine ſtille Ahnung des Höhern im Buſen tragen und hegen; ſie verehren eine Gottheit über ſich und beugen ſich vor ihr, ſie üben redlich ihre Pflichten; aber es iſt nur noch das Geſetz, das ihre Uebung befiehlt, und noch iſt ihnen ihr Gott nicht unmittelbar und zu jeglicher Stunde nahe. Da erfahren ſie an ſich das ſchöne Wort, daß „wer ihn ſucht, ihn auch findet“; es kommt ein Augenblick, in dem die Gnade und Fülle der Gottheit ſich in ihr Herz und Gemüth ſenkt. Sie ſehen ſich ſelbſt und

die Welt mit einem neuen Auge an, sie fragen nicht mehr: was ist Wahrheit? diese hat sich ihnen unmittelbar geoffenbart. Ein Aehnliches findet im Gebiete des Schönen und der Kunst statt. Es kann sich Einer redlich um sie bemüht, er kann Bedeutendes und Großes geschaffen, und dadurch mächtig gewirkt haben, dennoch kommt ihm — und dies gilt namentlich vom Künstler unserer Tage, wenn er nur wirklich zur Kunst berufen war — eine Zeit, die ihn über sich selbst erhebt, die ihm das Auge öffnet für das wahre Schöne, die echte Kunst. Er hält sein früheres Leben nicht für verloren, er sieht auch dieses als ein in seiner Lage nothwendiges an; doch ist er plötzlich über eine große Kluft weggeschritten, und auch er sagt wohl in Beziehung auf sich: „der Wind bläset, wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.“ Und so erklären wir uns Goethe's Wort über seinen Eintritt in die Kunstwelt Italiens.

In dem Briefe Schiller's, aus dem wir oben eine Stelle mitgetheilt haben, heißt es:

> Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungen suchen Sie den Er-

klärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. (Briefw., Bd. 1, S. 14.)

Dies schöne Wort wird uns klar, wenn wir Göthen auf der Reise nach Italien die Wolken- und Gebirgszüge, wie die Gewässer, verfolgen sehen; wenn wir in Neapel und Sicilien ihn finden, wie er dem Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation auf der Spur ist und die Urpflanze bildet; wenn er in Venedig am Meere an unvollkommenen Geschöpfen die weise Natur bewundert: „wie ein Lebendiges ein so köstliches, herrliches Ding ist, so abgemessen zu seinem Zustande, so wahr, so seiend“; wenn er auf der Reise nach Neapel sich an einem schimmerndweißen Rosse ergötzt, das sich losgerissen und auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin- und wiederfährt; endlich, wenn wir sehen, wie während der letzten Monate in Rom ihm die Menschengestalt klar wird, und nun die Worte lesen:

Umgeben von antiken Statuen, empfindet man ſich in einem bewegten Naturleben; man wird die Mannichfaltigkeit der Menſchengeſtaltung gewahr und durchaus auf den Menſchen in ſeinem reinſten Zuſtande zurückgeführt; wodurch denn der Beſchauer ſelbſt lebendig und reinmenſchlich wird. Man ſtellt ſolche Gebilde neben ſich auf; und wenn man des Morgens die Augen aufſchlägt, fühlt man ſich von dem Vortrefflichſten gerührt; alles unſer Denken und Sinnen iſt von ſolchen Gedanken begleitet, und es wird dadurch unmöglich, in Barbarei zurückzufallen.

Und ſo geht uns ein Licht auf über das unvergleichliche Gedicht, das Goethen im „ernſten Beinhauſe“ darſtellt, wie er, von Todtenknochen umgeben, von Moder angehaucht, von Auflöſung und Zerſtörung umwittert, durch den Anblick eines Schädels (es iſt der Schädel ſeines Freundes Schiller) zu den heiterſten, erhabenſten Betrachtungen und Gedanken begeiſtert wird. Erhabeneres hat Goethe vielleicht nie gedichtet als dieſe Worte:

Mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heil'gen Sinn nicht Jedem offenbarte,
Als ich inmitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,

Daß in des Staubes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott — Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Wir haben es uns bequem gemacht, indem wir Satz für Satz Goethen haben reden lassen und seinen trefflichen Freund. Aber wer möchte über denselben Gegenstand nach ihnen reden? und wir wollen unsern Lesern nur den Faden in die Hand geben, der uns durch die Mannichfaltigkeit der italienischen Reise geleitet, ihnen die Ansicht mittheilen, die uns diese Reise so bedeutend für Goethe's Leben gemacht hat. Sind wir so glücklich gewesen, die gewichtigsten Worte des Verfassers herauszufinden, dann

dürfen wir hoffen, eine richtige Ansicht gefaßt zu haben.

Ein anderer Gesichtspunkt, den wir gern genommen, ist folgender: Wir wissen aus Goethe's Selbstbiographie, wie die Vorliebe seines Vaters für Italien, wie die Abbildungen italischer Natur und Kunst im Vaterhause, wie so Manches in ältern und neuern Schriftstellern früh auf des Knaben Einbildungskraft wirkten. In dieser Reise sehen wir nun seine Träume zu Wirklichkeit werden; mit Entzücken berichtet er vom Gardasee her, daß nun zum ersten Male der Inhalt eines lateinischen Verses lebendig vor ihm stehe *); wiederholt berichtet er, welche Freude es ihm mache, Das, was er als Knabe in Bildern sah, nun wirklich zu schauen, und da er Venedig betritt, ruft er aus: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat!“

Dieser Ausruf veranlaßt uns zu einer Bemerkung. Zunächst dachte Goethe, da er ihn that, wohl an die, welche einen herkömmlich an ein Wort sich knüpfenden Begriff durch Wort und Rede fortpflanzen, ohne

*) Fluctibus et fremitu resonans, Benace, marino. Virg.

den Gegenſtand des Begriffs und Wortes ſelbſt geſehen oder durch Empfindung und Gedanken in ſich aufgenommen, ſich angeeignet zu haben. Wir erinnern uns eines Kritikers, der beim Erſcheinen der erſten beiden Bände der „Italieniſchen Reiſe“ mit Mißfallen ſich über dieſelbe äußerte, wie ſie ſeine Hoffnung ſo ſehr getäuſcht; die Worte Goethe und Italien hätten etwas ganz Anderes hoffen laſſen. Er hatte etwas Schwunghaftes erwartet, zum mindeſten etwas in der Manier, wie Jean Paul, der Italien nie ſah, im „Titan“ über die borromeiſchen Inſeln phantaſirt. War es nicht der Wortſchall, an dem dieſer Mann klebte? der ihn unempfänglich machte für das Wahre, das ihm geboten ward? Und war der Haß Goethe's gegen den Wortſchall nicht ſehr verſtändig? Ein wie ganz anderes Bild mochte er von Venedig in Gedanken haben, da er es geſehen und betrachtet, als da er nur das Herkömmliche über daſſelbe geleſen und gehört? obgleich er auch in frühern Jahren nicht zu denen gehörte, die ſich phantaſtiſche Bilder von einem noch nicht geſehenen Gegenſtande ſchufen, oder gläubig einen oft gehörten Namen nachſprachen. Nach faſt 50 Jahren hören wir Goethe immerfort noch über Wortſchälle klagen, wie er es im Jahre 1786 that. Denn ſehr nahe berührt den

Gegenſtand, von dem wir eben reden, die gegen die Symboliker gerichtete Xenie:

Die geſchichtlichen Symbole —
Thöricht, wer ſie wichtig hält.
Immer forſchet er ins Hohle
Und verſäumt die reiche Welt.

und wiewohl, ſeit Cultur auf der Erde herrſcht, vielleicht keine Periode geweſen, in der nicht das Reine, Wahre, Menſchliche mit Symbol- und Allegorienſucht und Wortſchällen zu kämpfen gehabt hat, in unſern Tagen haben dieſe größere Verwirrung angerichtet als je. Wenn man in unförmlichen, Grauen erweckenden, aller Schönheit ſpottenden Götzenbildern, in abergläubiſchen Formeln tiefe Ideen ſuchte, wenn man, die Klarheit Homer's nicht faſſend, ihm durch einen falſchen Myſticismus eine vermeinte höhere Bedeutung zu geben trachtete, wenn man in abgeſchmackte Bilder aus alter und neuer Zeit modernfrömmelnde Empfindungen hineintrug und ſie dadurch zu etwas Würdigem zu erheben ſuchte — woran erfreute man ſich als am Wortſchall? Was ſind ſo manche unendliche philoſophiſch-äſthetiſche Erörterungen über Werke der Kunſt anders als Wortſchall? und hat ſich nicht in unſern Tagen oft das Heiligſte in Wortſchall aufgelöſt?

Glücklich Der, der bei seinem Eintritt in Rom sagen durfte: „Da Pygmalion's Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein!“ und später, mitten in den tiefsten Studien: „Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, sondern lebendiger Begriff ist. Von Jugend auf war dieses mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigstens das Erreichbare erreichen und das Thunliche thun.“

Vielleicht giebt es in der ganzen Literatur keinen Mann, der seiner Zeit einen so reichen Stoff der Betrachtung, der Beurtheilung, des Streits geboten hat als Goethe, dessen Verehrer selbst in so verschiedene Parteien zerfallen sind. In dieser Hinsicht ist Tieck's Einleitung vor den gesammelten Werken des Dichters Lenz merkwürdig, wo wir eine bedeutende Partei sich für den deutschen Goethe erklärend finden, d. h. für den Dichter, der er war, ehe er Italien sah. Hat sie Recht, dann ist unsere Freude an der „Italienischen Reise“, an dem Hauptmomente derselben, den wir angegeben haben, eine eitle gewesen. Aber hat sie auch Recht? Der Sinn der von

ihr aufgeſtellten Behauptung iſt doch eigentlich dieſer: Goethe habe auf dem Wege fortgehen müſſen, auf dem er war, als er den „Werther“ und „Götz“ ſchrieb, dann wäre er der rechte, d. h. der deutſche Dichter geworden. Der Vertheidiger Goethe's, in der in jener Einleitung geſchilderten Geſellſchaft der Orthodoxe genannt, iſt nicht der Mann, der hier entſcheidend hätte eintreten können; und ſchwerlich hätte er die Fragen genügend beantwortet, die ſich uns bei dieſer Gelegenheit aufdrängten: Ob denn in Sachen der Kunſt das Vaterland von ſo großem Gewicht ſei? Ob nicht die Griechen (ſie vor Allem lernte Goethe in Italien kennen) darum ſo groß in der Kunſt, weil es der Vorſehung gefallen, in dieſem Volke die Idee der Kunſt ſo ſehr zur Wirklichkeit zu bringen, als es auf Erden möglich? und ob es deshalb nicht wohlgethan ſei, ſie ſich zum Muſter zu nehmen? d. h. in dem Sinne, in welchem Goethe („Kunſt und Alterthum“, II. 1, S. 156) ſagt: „Jeder ſei auf ſeine Art ein Grieche, aber er ſei es!“ Ob Rafael in dieſem Sinne nicht ein Grieche war? Ob Goethe denn wirklich ſich geirrt habe, da er ſang:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Geſpielen,
Nun ich Dich kenne, bin ich faſt allein? —

Ob „Wilhelm Meiſter“, „Die natürliche Tochter“,

„Die Wahlverwandtschaften“, der „Divan“ Kinder eines Irrthums seien? Ob denn — und dies ist eine Hauptfrage — wirklich das, was man Gemüth nennt, höchster Richter und entscheidendes Kriterium in der Kunst sein solle?

Ehe diese Fragen genügend beantwortet sind, und so, daß sie den Sinn und Gedanken widerlegen, in dem wir sie aufgestellt, wollen wir uns des Goethe erfreuen, wie er uns in der „Italienischen Reise“ erscheint, wie Schiller ihn auffaßte, wie er sich dem Unbefangenen offenbart, wenn er aus Rom schreibt:

> Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Schiller sagt in jener Stelle aus den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ in Bezug auf Goethe sehr wahr: „Den Stoff zwar wird der durch die Griechen Gebildete von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeit.“ Wir müssen das Wort Gegenwart nur nicht in einem zu beschränkten Sinne nehmen; und dann dürfen wir kühn fragen: ob der „Egmont“, der, nachdem er vor 12 Jahren in Deutsch-

land gearbeitet wurde, in Rom vollendet ward, von dem der Dichter selbst sagt: „kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollendet“, ob dieser Egmont irgend eine Spur von Manier, von etwas Fremdartigem, was sich dem Dichter gegen seine Natur und Eigenthümlichkeit aufdrängt, an sich trage? Und doch gedieh dieser „Egmont“ unter italienischem Himmel, unter der Umgebung griechischer Kunst, in Tagen, von denen Goethe selbst schreibt: „er habe sich in ihnen jenen chimärischen Vorstellungen und Denkweisen des Nordens zu entziehen gesucht, und sich gewöhnt, unter einem himmelblauen Gewölbe sich freier umzuschauen und zu athmen“.

Wollten wir den „Wilhelm Meister“ in dieser Hinsicht durchgehen, es würde leicht sein zu zeigen, wie Italiens himmelblaues Gewölbe und seine und Griechenlands Kunst auf ihn eingewirkt, ohne im mindesten dem eigenthümlichen deutschen Sinne und Gemüthe Eintrag zu thun. Muß denn das Gemüth immer aus tausend Quellen und Röhren hervorsprudeln und strömen? Oder verlangt nicht vielmehr die Kunst ein gewisses Gleichgewicht, eine Temperatur der verschiedenen geistigen Kräfte und ihrer Aeußerungen? Und wenn im „Wilhelm Meister“ ein gro-

ßer Verſtand waltet, thut er der Innigkeit, der Wärme Eintrag, mit der Mignon behandelt iſt? Scheint es doch, als habe der Dichter ſelbſt ſich mit ungemeiner Liebe und Zärtlichkeit zu Mignon, ohne Zweifel einem der liebſten Kinder ſeiner Phantaſie, gewendet, und als habe er durch eine zarte Behandlung die Unbilden der Natur gleichſam zu vergüten geſucht. Einen empfindſamen Literator habe ich klagen hören, Mignon, wie der Harfner werden dem kalten Verſtande preisgegeben, und müſſen ihm unterliegen. Dem iſt aber nicht ſo. Sie fallen der Vernunft als ein nothwendiges Opfer, welches der Dichter ſchmückt, nicht um es jener Göttin wohlgefällig zu machen, ſondern in künſtleriſcher Einſicht, der hier das liebenswürdige Gefühl ſeines Herzens harmoniſch begegnet *). Ueber „Wilhelm Meiſter“ zu re-

*) Von Goethe's tiefer Erforſchung der Natur finden wir bedeutende Spuren auch im „Wilhelm Meiſter“. So iſt in „Mignon's unruhigem Trachten nach der Ferne, nach der Höhe“ das dunkle Gefühl, ſie gehöre dieſer Erde nicht an, vortrefflich und ſehr poetiſch ausgedrückt. Der Harfner iſt an der Zeit irre geworden: „er ſieht nichts vor ſich, nichts hinter ſich, kein Vor noch Zurück; in der Noth dieſer Gleichgültigkeit ruft er: Ewig! ewig! und dies ſeltſame, unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß ſeines Zuſtandes.“ Der Dichter, ſcheint es, wollte dieſe beiden Individuen in ihrer un-

den, nachdem wir jetzt Schiller's Herzens- und Geiſtesergießungen darüber haben, iſt ſchwierig. Wer dieſe geleſen und beherzigt hat, wird ſich wohl ſagen, die Kunſt im „Wilhelm Meiſter“ ſei eine höhere als die im „Werther“. Nicht leicht iſt es auch, über „die natürliche Tochter“ zu ſprechen; aber auch ohne viele Worte zeigen die in ihr handelnden Perſonen, der Herzog, der Regierungsrath, der Weltgeiſtliche, der Mönch, und vor Allen Eugenie, auf welche Stufe der Kunſt der Dichter ſich erhoben. Hier finden wir in Allen die treffendſte Charakteriſtik, in der Darſtellung nichts zu viel, nichts zu wenig, die wohlthuendſte Fülle bei der größten Sparſamkeit; im Mönch den würdigſten Repräſentanten ſeines Standes, ganz individuell, und doch höchſt ideal gehalten, mit Verſchmähung alles Beiweſens,

---

glücklichen Eigenthümlichkeit auch dadurch charakteriſiren, daß ihnen Zeit und Raum, die nothwendigen Formen des Seins auf Erden, verloren gegangen ſind. Eine Welt, mit dem höchſten Verſtande gebildet, durch die Kunſt veredelt, ſollte ihm entſtehen und erbaut werden auf dem Boden der Wirklichkeit; dieſer aber ſchwindet unter den Füßen weg, wo die nothwendigen Bedingungen wegfallen, unter denen die Menſchen auf der Erde leben und wirken ſollen. Dies iſt der Wille der Vernunft; und fallen ſo Mignon und der Harfner dem Verſtande als Opfer?

womit neuere Schriftsteller eine an sich poetische Figur leicht aufstutzen; in Eugenie eine ganz eigenthümliche Schöpfung, die höchste, sittliche Kraft, verbunden mit aller innern und äußern Bildung, welche die neueste Zeit zu geben vermag. In der Behandlungsweise, wie auch die Denk- und Sinnesart der Zeit eine reichere Charakteristik und größere Gedankenfülle herbeiführen mag, werden wir immerfort an griechische Kunst, an ihr Maß, ihre Haltung erinnert; Alles steht in der schönsten Harmonie, und die Sprache ist würdig, mit der Sophokleischen verglichen zu werden. Man hat die „Natürliche Tochter“ „marmorglatt, aber auch marmorkalt“ genannt. Was muß das für ein dürftiges Gemüth sein, das durch des Herzogs Trauer über sein Kind nicht bewegt, durch des Regierungsraths würdige Selbstbeschränkung und Hingebung an das Große nicht gerührt, durch den Mönch nicht zur Religiosität gestimmt, durch Eugeniens Tugend nicht erhoben wird?

Wird man — denn es ist Zeit einzulenken — bei solchen Betrachtungen nicht genöthigt, die Einwirkung Italiens und Griechenlands, die Goethe erfuhr, eine großartige zu nennen und sie als eine segensreiche anzusehen? Und ist die Kunst, die sich im „Wilhelm Meister“, in der „Natürlichen Tochter“,

in ſpätern Erzeugniſſen offenbart, nicht die, von der er aus Rom ſchreibt: „die Kunſt wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo aus dem Haupte der größten Menſchen geboren worden“? iſt ſie es nicht, die er im Sinne hatte, als er ſchrieb: „So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters iſt“?

Noch zwei Stellen aus Goethe's Briefen heben wir aus, die bezeugen, daß er nicht bloß der Wiedergeburt, die er erfahren, ſich freute, ſondern daß er nun auch doppelt die Verpflichtung fühlte, alle Kraft ſeines Geiſtes aufzubieten, um dieſer Wiedergeburt würdig ſich auszubilden. „Mein Auge“, ſchreibt er am Ende des Juni 1787 aus Rom, „bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben. Es iſt nur Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer, und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann“; und am 21. December: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, ſo fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu ſein.“ So gab ihm denn auch die Malerin Angelica das Zeugniß: „daß ſie

Wenige in Rom kenne, die beſſer in der Kunſt ſähen als er"; und dieſes Wort giebt uns zu denken, uns namentlich, die wir in gegenwärtiger Zeit leben, denen das Sehen auf mannichfaltige Weiſe getrübt worden iſt. Vor vier oder fünf Decennien hatten ein nüchterner Verſtand, eine proſaiſche Betrachtungsweiſe ihre Herrſchaft weit verbreitet in Wiſſenſchaft, Religion und Kunſt. Man ward ihrer am Ende überdrüßig, und erkannte auch wohl ihre Schwäche; aber man ſprang nun leicht zu Extremen über, wozu eine ſehr bewegte Zeit mitwirkte. Aber was half es, daß man, um ein paar Beiſpiele von Tauſenden anzuführen, im Homer, den man lange ohne eigentlichen Kunſtſinn betrachtet, an den man die gemeinſten Anforderungen der Sittlichkeit gemacht hatte, nun mit Einem Male tiefe Symbole, Spuren einer uralten Weisheit und wer weiß was entdeckte? daß man in den klarſten Werken bildender Kunſt Allegorien aus dem Gebiet der Sittlichkeit zu finden glaubte, und in dieſem Glauben ſie pries? daß man der großen wirkenden Natur Ideen unterſchob, ſelbſtgeſchaffenen Syſtemen entlehnt, und die Werke Gottes nur bewunderte als Träger dieſer Ideen? daß man die hohe Einfalt des Chriſtenthums wiederum mit oft mißverſtandenen Dogmen und Symbolen umgab? Ward

die Wahrheit durch ſolche Beſtrebungen gefördert, oder getrübt? Kann man ſagen, daß die, die ſo verfuhren, ſahen? Kann man ſich einbilden, der Schöpfer gebe ſeine Werke nicht rein und ſchön, von eignem Werth? er gebe nur ein Etwas, an dem des Menſchen Witz ſich übe, hinter denen er ein ſeinem Verſtande, ſeiner Phantaſie Höheres, Unausgeſprochenes zu ſuchen habe? Hier ſteht Goethe in einer gewaltigen Oppoſition; oder vielmehr gab ihm eine gütige Natur und eine auf ſie ſich gründende Bildung das Vermögen, die Wahrheit zu erkennen, die Werke Gottes, „die herrlich ſind, wie am erſten Tag“, als Werke Gottes zu ſchauen, gleich weit entfernt von jener nüchternen Weiſe, die keine Begeiſterung kennt, und von der, die die Begeiſterung mit Schwärmerei verwechſelt.

Hier möchte uns wohl Mancher mit den Worten des römiſchen Landpflegers zurufen: „Was iſt Wahrheit?“ Wir müſſen uns dies gefallen laſſen; aber wir würden unſer Liebſtes aufgeben, wenn wir uns dem Zweifel überlaſſen wollten, ob Goethe, was ſich ihm in Italien bot, mit treuem Auge, ob er das Wahre ſah? Irren konnte auch er im Einzelnen, und ohne Zweifel hat er mitunter geirrt; aber hier iſt nicht von Einzelheiten, ſondern von der ganzen Weiſe des Sehens die Rede.

Da bietet ſich uns denn eine Welt von Gegenſtänden, die wir nun gern, von ihm belehrt, mit ſeinem Auge ſehen, von ihm, der

Vieler Menſchen Städte geſehn und Sitte gelernt hat.

Was und wie er in der Kunſt geſehen, das iſt im Obigen angedeutet worden, auch wie er den Geheimniſſen der Natur auf die Spur kam. Welche Wirkung die Natur im Großen auf ihn machte, wie ſie in ihrer Erſcheinung ſeinen künſtleriſchen Sinn förderte, davon belehrt uns mancher aus Neapel und Sicilien geſchriebene Brief. Wir können es uns nicht verſagen, hier eine Stelle aus einem zehn Jahre ſpäter an Schiller gerichteten mitzutheilen:

> Uns Bewohner des Mittellandes entzückt zwar die Odyſſee; es iſt aber nur der ſittliche Theil des Gedichts, der eigentlich auf uns wirkt; dem ganzen beſchreibenden Theile hilft unſere Imagination nur unvollkommen und kümmerlich nach. In welchem Glanze aber dieſes Gedicht vor mir erſchien, als ich Geſänge deſſelben in Neapel und Sicilien las! Es war, als wenn man ein eingeſchlagenes Bild mit Firniß überzieht, wodurch das Bild zugleich deutlich und in Harmonie erſcheint. Ich geſtehe, daß es mir aufhörte ein

Gedicht zu ſein; es ſchien die Natur ſelbſt, was auch bei jenen Alten um ſo nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden. (Briefw., Bd. 4, S. 102.)

Die Kunſt in der Darſtellung des römiſchen Carnevals, das uns der 29. Band der ſämmtlichen Werke, und nun am gehörigen Platze eingeſchaltet, giebt, iſt bekannt und berühmt; dieſe Kunſt wäre nicht denkbar, wenn Goethe nicht die Kunſt des Sehens verſtanden hätte. Gleich groß zeigt ſich dieſe, wenn er Völker und Menſchen und Sitten betrachtet. Wie wahr z. B. die Widerlegung Volkmann's, der nach einer alten Tradition von 30 — 40,000 Müßiggängern in Neapel fabelt! wie richtig hier der ſüdliche Zuſtand von der nördlichen Anſicht geſchieden! Zu welchen fruchtbaren Bemerkungen geben auch die unbedeutendſten Wahrnehmungen Anlaß! und wären es zerlumpte Knaben, welche die von einer Radſchiene dem Boden, auf dem ſie geſchmiedet worden, mitgetheilte Wärme nicht umſonſt verfliegen laſſen wollen. Dieſe wenigen Andeutungen werden ſchon die Aufmerkſamkeit auf die ſchöne Eigenthümlichkeit Goethe's richten, nach der er ſich in jeden menſchlichen Zuſtand hineinzudenken, hineinzuverſetzen und ihn der Natur gemäß zu erklären weiß. Finden wir Reiſende,

Erdbeſchreiber, Hiſtoriker ſo oft ungerecht, weil ſie nur nach ihrem von der Natur ihnen gegebenen oder erworbenen Maßſtabe meſſen, ſo werden wir Goethe immer gerecht, milde, menſchlich finden; und wie dem Dichter dieſe Eigenthümlichkeit zu Gute komme, ja, wie ſich der Dichter ohne ſie nicht denken laſſe, er, „der wie aus der Vogelperſpective auf Erde und Menſchen herabſchauen ſoll“, das braucht nicht weiter dargethan zu werden. Dieſe Eigenthümlichkeit unſers Dichters, wie ſie ſich in ſeinem höhern Alter noch glänzend im „Divan“ und in den Erläuterungen deſſelben offenbarte, zeigt ſich durch die ganze „Italieniſche Reiſe“. Möge er das Verhältniß des Italieners zu dem Himmel, unter dem er zu leben das Glück hat, oder zu Tag und Nacht erörtern (es wird wohl künftig kein Deutſcher in Italien reiſen, ohne durch das felicissima notte! an Goethe erinnert zu werden); möge er das venetianiſche Volk ſchildern, „abermals eine große Maſſe, ein nothwendiges, unwillkürliches Daſein“, oder bei Aſſiſi die Trümmer eines Tempels betrachten; möge er von Rom aus den Eroberern bis an die Weſer und den Euphrat folgen, oder den Lebensgenuß des Volkes in Neapel, wie den verkümmerten Zuſtand Siciliens uns vor die Augen bringen, oder darthun, wie Klima

und Religion auf dieſe ſüdlichen Völker einwirkten, wie die letztere, bei allem Unnatürlichen und Abergläubiſchen, doch unter dieſem Himmel heiter und mitunter menſchlich wird — immer finden wir den Mann, dem von der Natur die große Gabe des Sehens verliehen ward, der dieſelbe durch Nachdenken, durch Sitte und eine reiche Erfahrung ausbildete. Ehrfurcht vor dem Menſchlichen zeigt ſich überall, Anerkennung und Milde im Urtheil; und ſelbſt der künſtleriſche Wahnſinn des Fürſten von Pallagonia dient nur, der würdigen Kunſtbetrachtung im Buche eine Folie zu geben.

Auch bedeutende, merkwürdige Perſonen und Urtheile über ſie begegnen uns nicht ſelten in dem Buche. Daß dem trefflichen Erforſcher der bildenden Kunſt, dem nun auch durch den „Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe“ ſo intereſſant gewordenen Heinrich Meyer, auch hier ein Denkmal geſetzt worden von dem Freunde, mit dem er eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch als Freund und thätig Mitwirkender in Verbindung blieb, wird jeden Verehrer des biedern, einſichtsvollen Mannes erfreuen. Mit Intereſſe ſehen wir Moritz in Italien ankommen, und wie dieſer geiſtvolle, aber vom Schickſal bedrängte Mann durch Goethe's Theilnahme zu grö-

ßerer Heiterkeit und einer reinern Thätigkeit erſteht; die Künſtler Hackert und Tiſchbein, der Kunſtliebhaber Hamilton mit ſeiner Geliebten, der Denker Filangieri werden uns vorgeführt; auch an ſeltſamen Originalen fehlt es nicht, die, mit großer Lebendigkeit gezeichnet, einem Roman zur Ehre gereichen würden. Wir gedenken hier des wunderlichen Prinzeßchens in Neapel und des beißigen Gouverneurs in Meſſina, wobei wir den päpſtlichen Hauptmann, mit dem Goethe von Bologna nach Perugia reiſte, nicht vergeſſen wollen. So giebt der Aufenthalt in Palermo einen bedeutenden Beitrag zu der Geſchichte des merkwürdigen Abenteurers Caglioſtro, eine Scene, an ſich und in Betracht deſſen, der ſie veranlaßte, ſehr charakteriſtiſch und anmuthig. Noch machen wir hier, als am bequemſten Orte, auf einen freilich einer frühern Zeit entnommenen Charakter aufmerkſam: es iſt Philipp von Neri, den Goethe als humoriſtiſchen Heiligen, wie er ihn nennt, zu ſeinem Schutzpatron erwählt hat. Wir erhalten hier durch Goethe eine Biographie deſſelben; das Memorial Neri's an Clemens VIII., wie deſſen darauf ertheilte Reſolution ſind von der höchſten Naivetät.

Nur ſehr ſelten erſcheint Goethe ſtrenge, und in dem einen Falle, an den wir uns eben erinnern, wird

er vielfachen Widerſpruch und Tadel finden, da, wo von den Herren L. J. C. die Rede iſt. Entfernt von der Anmaßung, einen Mann, über deſſen Werk wir ſprechen, in perſönlicher, ſittlicher Rückſicht beurtheilen zu wollen, bemerken wir hier nur dieſes: Die angedeuteten Männer ſcheinen ſchon Einfluß gewonnen zu haben auf den Kreis, in dem Goethe lebte und webte, der ihm der liebſte war, in welchem er eine kräftige, geſunde Lebensanſicht zu erhalten wünſchte; ſie untergruben, nach ſeiner feſten Ueberzeugung, den Boden der Natur, auf dem das Wahre und Schöne ſich gründen, von dem es Nahrung und Gedeihen ziehen muß, und gehörten doch auch zu denen, von welchen er ſagen mußte: ſie

Machten mir die Sonne trübe,
Und erhitzten mir den Schatten.

Dann mögen wir in vorliegendem Falle gern den alten Spruch beherzigen: Si duo faciunt idem, non est idem. Endlich führen wir hier noch ein Wort an, das uns für Goethe charakteriſtiſch ſcheint: „daß B., wie mehr Menſchen, die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, iſt auch recht gut; wenn man nur ſich nicht mit ihnen erbauen ſoll“.

Daß es einer Reise von Goethe durch Italien und Sicilien nicht an reizenden Details, an mehr oder minder bedeutenden Abenteuern fehlen würde, ließ sich erwarten. Ein geistvoller Mann zieht viele Menschen an, und die bessern; ein lebhafter, Umstände und Lagen nicht genau berechnender muß in ungewöhnliche Verhältnisse kommen. Es ist höchlich zu bedauern, daß das Drama, womit Goethe in Sicilien umging, wozu Nausikaa den Stoff gab, nicht zur Wirklichkeit gediehen ist; wir würden Resultate in ihm gefunden haben, aus denen wir rückwärts auf manches von dem Dichter Erlebte schließen könnten. Aber auch des Mitgetheilten ist viel. Wir gedenken hier nur der Scene von Malfesine, wo der Reisende, der eine Ruine zeichnet, als Spion verhaftet zu werden in Gefahr ist, sich aber durch Fassung und eine wohlangebrachte Redekunst rettet*), der gefährlichen Wanderung auf den Vesuv, des nicht minder bedenklichen

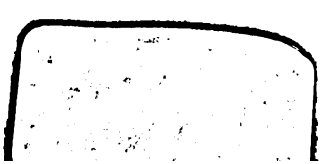
*) Goethe hatte gewiß als Knabe Martin Zeiler's „Itinerarium Italiae" mit den Merian'schen Kupferstichen oft in Händen gehabt, da sein Vater dergleichen Bücher liebte und besaß. Er mochte aber nicht ahnen, daß so spät noch in Italien die Warnung zu beherzigen sei, die dieses Buch enthält: „Es darf auch Keiner bei den Festungen eine Schreibtafel herausziehen, noch einige Sachen weder beschreiben noch abreißen, damit er nicht dadurch in höchste Gefahr komme".

Abenteuers mit dem beißigen Gouverneur von Meſſina, vor Allem der gefahrvollen Rückkehr von Sicilien nach Neapel. Wie dem bedrohten Reiſenden der ſittliche Eindruck, den er als Knabe aus Merian's Bilderbibel gewonnen, zu Gute kommt, wie er, der geſchworene Feind aller Anarchie, die unruhigen, unbändigen Seefahrer beſchwichtigt, das giebt eine Scene, die zu den ſchönſten in Goethe's ganzem Leben gehören mag.

Aber auch an anmuthigen Scenen fehlt es nicht; und unter dieſen, wie auch der Beſuch der Roſaliencapelle, das Zuſammentreffen mit dem Engländer, der ſein Gefühl über den „Werther“ gegen den Verfaſſer deſſelben auszuſprechen ſich gedrängt fühlt, oder der letzte Blick des Reiſenden auf den im Abenddunkel glühenden Veſuv ergötzen mag, tragen wir kein Bedenken, dem kleinen Abenteuer mit der ſchönen und liebenswürdigen Mailänderin den Preis zuzugeſtehen. Aber darüber kein Wort! Nur können wir nicht umhin, den glücklich zu preiſen, der als Achtzigjähriger eine ſolche vor faſt funfzig Jahren erlebte Scene ſich ſo vergegenwärtigen und mit jugendlicher Wärme auf das Blatt hauchen kann.

Dies müſſen wir zum Schluß noch hinzufügen. Der dritte Band der „Italieniſchen Reiſe“ hat da-

durch noch einen besondern Werth und einen Vorzug vor den übrigen, daß er die Correspondenz der letzten elf Monate aus Rom durch Berichte, die den einzelnen zugegeben sind, unterbricht. Wir haben demnach hier ein Altes und ein Neues, Ebenentstandenes, Beides in schönem Einklang; und so ist uns durch diesen Band ein herrliches Document geworden von einem Manne, in dem, wie bei Wenigen, „sich Leben im Leben vollendet".

Nur ein Stück aus Goethe's Leben berührt das Mitgetheilte; und was wir mittheilten lehnt sich nur an wenige Erzeugnisse des Mannes. Es sind aber deren viele, die zu Betrachtung und Erwägung seines Lebens Anlaß geben; und was auch in dieser Art gegeben werden möge — es wird immer nur Material zu einer vollständigen Lebensbeschreibung sein. Viel ist für eine solche schon vorhanden; wir haben, außer Goethe's eignen Bekenntnissen, unschätzbare Briefsammlungen, gediegene Beurtheilungen des Dichters von urtheilsfähigen Männern, Skizzen zu bedeutenden Perioden seines Lebens, gelegentliche Notizen, auf dasselbe bezüglich. Mögen sich diese, namentlich die erstern, immer mehren, und dem theilnehmenden Publicum bekannt werden! Eine vollständige Biographie wird die zweite Generation, die mit

Repaired P Halford
3/1997